Hessische Volksbücher
Herausgegeben von Wilhelm Diehl
1

Friedrich Peppler, Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812 bis 1814

Bearbeitet von

Karl Esselborn



1-47 in 29 Bdn

3. größere Teil ausgeschnitten.

Hessische Volksbücher

Herausgegeben von Wilhelm Diehl

1.

Friedrich Peppler, Schilderung meiner Gefangenschaft in Rußland vom Jahre 1812 bis 1814

Bearbeitet von

Karl Esselborn



Darmstadt 1908

Selbstverlag des Herausgebers

Für den Buchhandel:

H. L. Schlapp, Hof-Buch- und Antiquariatshandlung

Einleitung des Bearbeiters.

Landgraf Ludewig X., der nachmalige erste Großherzog von Hessen, hatte in dem unter dem Namen „erster Koalitionskrieg“ bekannten Reichskriege gegen das revolutionäre Frankreich (1792—1797) bis zuletzt treu zu Kaiser und Reich gehalten, während Preußen, Hessen-Kassel, Baden und Württemberg sich von dem Bündnis lossagten und Sonderfrieden mit Frankreich schlossen (1795/96). Er hatte dabei fest auf die feierlichen Zusicherungen des Kaisers Franz I. gebaut, der ihm die Rückgabe der durch die französische Revolution verlorengegangenen linksrheinischen Besitzungen (Grafschaft Hanau-Lichtenberg, Herrschaft Lemberg mit Pirmasens) oder wenigstens die Vermittelung einer angemessenen Entschädigung zugesagt und ihm das Versprechen erteilt hatte, ohne Hessen-Darmstadt keinen Frieden mit Frankreich zu schließen.

Als aber Kaiser Franz am 17. Oktober 1797 zu Campo Formio Frieden schloß, ohne sich dieser Zusicherung zu erinnern, und sogar auf Grund geheimer Abmachungen dem Feinde die Festung Mainz, das Einfallstor nach dem rechtsrheinischen Deutschland, räumte, da erst brach der Landgraf endgültig mit Österreich und knüpfte Verhandlungen mit Frankreich an, von dem allein Hilfe in der Entschädigungsfrage zu erwarten war. So kam am 3. Februar 1799 ein Vertrag zwischen Hessen und Frankreich zustande, der ein Freundschaftsverhältnis zwischen beiden begründete, das sich aber ängstlich in den Grenzen hielt, die ihm durch das Verhältnis Hessen-Darmstadts zum Reiche gezogen waren und Hessen keinerlei militärische Leistungen Frankreich gegenüber auferlegte.

Die in einem geheimen Artikel des Friedensvertrags von Campo Formio ausgesprochene Einwilligung Österreichs in die Abtretung des gesamten linken Rheinufers an die französische Republik erhielt im Luneviller Frieden vom 9. Februar 1801 die Bestätigung durch Kaiser und Reich. Zur Feststellung der Entschädigungen der hierdurch benachteiligten Häuser, die durch die Einziehung der geistlichen Herrschaften und die Mediatisierung der freien Reichsstädte schadlos

gehalten werden sollten, setzte der Reichstag einen außerordentlichen Ausschuß ein. Das Ergebnis der zweijährigen Arbeit dieses Ausschusses war der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803, durch den aller geistliche Besitz, mit Ausnahme der Gebiete des Kurerzkanzlers, des Johanniter- und des Deutschherrenordens säkularisiert, und ebenso wie alle Reichsstädte, die mit Ausnahme von Augsburg, Lübeck, Nürnberg, Frankfurt a. M., Bremen und Hamburg mediatisiert, d. h. ihrer Reichsunmittelbarkeit entkleidet wurden, als Entschädigungsmittel verwendet ward.

Daß Hessen hierbei nicht zu kurz kam, indem es statt 40 Quadratmeilen mit 100000 Einwohnern ein Gebiet von 103 Quadratmeilen mit 210000 Einwohnern, darunter auch das ehemals kurkölnische Herzogtum Westfalen, erhielt, ist das Verdienst zweier Männer, die sich die Pflege der Beziehungen Hessens zu Frankreich besonders angelegen sein ließen, des Staatsministers Karl Ludwig Freiherrn von Barkhaus-Wiesenhütten und des hessischen Gesandten zu Paris, des Obristen August Wilhelm von Pappenheim. Dem Rate dieser Staatsmänner hätte es entsprochen, wenn der Landgraf schon jetzt einen engeren Anschluß an Frankreich herbeigeführt hätte. Dem widersprach aber seine Reichstreue, die ihn im Gegenteil dazu bestimmte, sich von Frankreich ab- und Preußen zuzuwenden. Der am 1. Februar 1805 erfolgte Sturz des Ministers von Barkhaus hatte hierin seinen tieferen Grund.

Noch im Herbst 1805, als der Bruch zwischen Österreich und Frankreich unvermeidlich geworden war, und Bayern, Baden und Württemberg, der Not gehorchend, dem Drängen Napoleons, der inzwischen zum Kaiser der Franzosen emporgestiegen war, nachgegeben und Bündnisse mit ihm geschlossen hatten (September und Oktober 1805), lehnte Landgraf Ludewig, eingedenk seiner Pflichten gegen das Reich, es ab, sich mit Frankreich zu verbünden und die ihm von Napoleon gestellten Forderungen zu erfüllen. Vielmehr versuchte er es, mit Preußens Hilfe, dessen Königshaus mit dem seinen mehrfach verschwägert war, in dem Kriege zwischen Österreich und Frankreich neutral zu bleiben, und verlegte, um sich der drohenden Nähe der napoleonischen Heere zu entziehen und um seinem preußischen Freunde näher zu sein, im Oktober 1805 seine Residenz nach Gießen.

Als aber König Friedrich Wilhelm III., empört darüber, daß Napoleon seine Heeressäulen durch Ansbach, neutrales preußisches Gebiet, hatte marschieren lassen, im Einverständnis mit Österreich und Rußland den Entschluß faßte, von Napoleon eine Erklärung über diese Rechtsverletzung zu fordern, da erbot sich ihm der Land-

graf, zum äußersten bereit, 6000 Mann zu der kurhessisch-preußischen Heeresabteilung stoßen zu lassen, deren Spitze sich eben den Grenzen des darmstädtischen Gebiets näherte. Allein dieses Vorhaben sollte nicht zur Ausführung gelangen. Nach der furchtbaren Niederlage der verbündeten Österreicher und Russen bei Austerlitz (2. Dezember 1805) stellte Preußen nicht nur das Ultimatum nicht, sondern trat sogar durch den Vertrag von Schönbrunn (15. Dezember 1805), den der preußische Minister Graf Haugwitz ohne Wissen seines Königs abgeschlossen hatte, auf die Seite Napoleons, und Österreich machte durch den am 26. Dezember 1805 zu Preßburg mit Frankreich geschlossenen Frieden den Untergang des Reiches unvermeidlich.

Die Lage des Landgrafen, der sich zum zweiten Male von einer deutschen Großmacht einem rachesüchtigen Feinde ausgeliefert sah, war furchtbar ernst. Napoleon kannte jetzt keine Rücksicht mehr und ließ Starkenburg besetzen. Von der Aufteilung Hessens liefen bereits Gerüchte um, die bei der Unversöhnlichkeit des Franzosenkaisers gar nicht unwahrscheinlich klangen. Erst in diesem Augenblicke höchster Not, wo es sich für den Fortbestand seines Staates um Sein oder Nichtsein handelte, schlug Landgraf Ludewig, dem Napoleon die Pistole auf die Brust gesetzt hatte, am 10. Januar 1806 den einzig möglichen Weg der Rettung ein, indem er mit Frankreich in Unterhandlungen trat. Mit diesem Tage, der für Hessen eine größere geschichtliche Bedeutung hat, als der 12. Juli (Unterzeichnung der Rheinbundsakte) und der 13. August 1806 (Erhebung zum Großherzogtum), beginnt eine neue Epoche der hessischen Geschichte, die Rheinbundzeit.

Die Einleitung zu dieser Epoche bildet die Entsendung des Obristen von Pappenheim nach Paris, der durch eine äußerst geschickte und zielbewußte Vermittelung die Nachteile, die Hessen-Darmstadt infolge seines verspäteten Anschlusses an Napoleon drohten, einigermaßen ausgeglichen hat, indem er sein Land nicht nur vor dem drohenden Verlust der Provinz Starkenburg bewahrte, sondern ihm im Gegenteil durch die Rheinbundsakte, die er am 12. Juli 1806 gemeinschaftlich mit den Gesandten von 15 anderen süddeutschen Staaten in Paris unterzeichnete, die volle Souveränität und die Erhebung zum Großherzogtum, sowie einen Zuwachs von 42 Quadratmeilen mit 122000 Einwohnern verschaffte.

Als Gegenleistung an ihren Schirmherrn oder, wie die offizielle Bezeichnung lautete, an ihren „Protektor“ hatten die zum Rheinbund vereinigten deutschen Staaten die in Artikel 38 der Rheinbundsakte bestimmten Truppenabteilungen „im Kriegsfalle“ zu stellen. Der

Großherzog von Hessen war hiernach zur Stellung von 4000 Mann verpflichtet.

Das hessische Militärwesen war im Jahr 1803 neugeordnet worden. Aus der Infanterie wurden damals drei aus je zwei Musketierbataillonen und je einem Füsilierbataillon bestehende Brigaden, nämlich die Leibbrigade, die „Brigade Landgraf" und die „Brigade Erbprinz" gebildet, denen als Ergänzungsbezirke die Provinzen Starkenburg, Oberhessen und Westfalen entsprachen. Daneben stand ein Chevauxlegersregiment und ein Feldartilleriekorps. Eine Änderung in der Benennung dieser Truppen erfolgte am 18. August 1806. Das 1. und 2. Bataillon der Leibbrigade wurde „Leibgardebrigade" (jetzt: 1. Inf.-Rgt. Nr. 115), das Füsilierbataillon dieser Brigade „Gardefüsilierbataillon" (jetzt: 1. Bataillon des 2. Inf.-Rgts. Nr. 116), das 1. und 2. Bataillon der Brigade Landgraf „Leibgarde" (jetzt: 3. Inf.-Rgt. Nr. 117) und das dazu gehörige Füsilierbataillon „1. Leibfüsilierbataillon" (jetzt: 2. Bataillon des 2. Inf.-Rgts. Nr. 116) genannt. Die „Brigade Erbprinz" (jetzt: 4. Inf.-Rgt. Nr. 118) erhielt die Bezeichnung „Brigade Groß- und Erbprinz" und „2. Leibfüsilierbataillon", während das Chevauxlegersregiment (jetzt: 1. Drag.-Rgt. Nr. 23) und das Feldartilleriekorps (jetzt: 1. Feldart.-Rgt. Nr. 25), zu dem auch das Trainpersonal gehörte, zum „Gardechevauxlegersregiment" und zum „Großherzoglichen Artilleriekorps" erhoben wurden.

Nachdem am 21. September 1806 Napoleon die ausbedungenen Truppen für den Krieg gegen Preußen und Rußland verlangt hatte, marschierten am 2. Oktober das Garde- und das 1. Leibfüsilierbataillon nach Würzburg ab und kämpften noch in der Schlacht bei Jena (14. Oktober 1806) mit. Außerdem nahmen an diesem Kriege, der sich in Westpreußen, Polen und Schwedisch-Pommern abspielte, das Leibgarde- und das Leibregiment, die „Brigade Groß- und Erbprinz" mit zwei Geschützen, sowie eine Schwadron Chevauxlegers und eine Batterie Artillerie (6 Geschütze) teil. Die Gesamtzahl der hessischen Truppen belief sich auf etwa 130 Offiziere und 3900 Mann, ihre Verluste betrugen an Toten 6 Offiziere, 404 Mann und an Verwundeten 9 Offiziere, 132 Mann.

Kaum waren diese Truppen (Ende 1807) in die Heimat zurückgekehrt, als Napoleon Ende Juli 1808 von neuem ein Regiment Infanterie und eine halbe Batterie verlangte. Hierauf erfolgte die Mobilmachung der „Brigade Groß- und Erbprinz", die in einer Stärke von 40 Offizieren und 1638 Mann nach Frankreich zog. Ihr wurde eine Artillerieabteilung, bestehend aus einem Offizier, 96 Mann, 4 Geschützen und 51 Pferden, beigegeben. Erst in Orleans entschied

es sich, daß das Regiment als Teil der deutschen Division am Kriege in Spanien teilnehmen sollte. In diesem Kriege, in dem die offenen Schlachten und Gefechte weniger gefahrvoll und blutig waren, als der heimliche aus dem Hinterhalt mit Gift und Dolch geführte Kampf, fochten die Hessen in vier großen Schlachten und in über 50 Gefechten, bis sie bei der Erstürmung von Bajadoz am 7. April 1812, soweit sie nicht abkommandiert waren, in englische Gefangenschaft gerieten, in der sie aufs schimpflichste mißhandelt wurden. Aus dieser kamen die Offiziere im März, die Mannschaften, im ganzen 168 Mann, im Juli 1814 in die Heimat zurück, während die Abkommandierten, — 4 Offiziere und 216 Mann, darunter eine Anzahl Artilleristen, — sich nach und nach sammelten und sich unter vielen Mühseligkeiten nach der Heimat durchschlugen, wo sie im Oktober 1812 anlangten. Der Verlust der hessischen Truppen in Spanien betrug 13 Offiziere und mehr als das Zehnfache an Unteroffizieren und Soldaten.

Noch von Spanien aus forderte Napoleon im Januar 1809 abermals Truppen zu dem bevorstehenden Kriege mit Österreich. Am 20. März rückte ein aus der Leibgardebrigade, der Leibbrigade nebst ihren Füsilierbataillonen, dem Garde-Chevauxlegersregiment und einer Artillerieabteilung bestehendes Korps in einer Gesamtstärke von 124 Offizieren, 4500 Mann und 6 Geschützen nach der Donau ab. Erst im Dezember 1809 und Januar 1810, nachdem bereits am 15. Oktober der Friede zu Wien geschlossen war, kehrten die hessischen Truppen nach Hause zurück. Ein Drittel der Mannschaft und fast die Hälfte der Offiziere war auf dem Felde der Ehre geblieben; die größere Hälfte dieses bedeutenden Verlustes rührte allein von der zweitägigen Schlacht von Wagram (5. und 6. Juli 1809) her.

Im Sommer 1810 begann das durch den Frieden von Tilsit (7. Juli 1807) begründete Freundschaftsverhältnis zwischen dem Zaren Alexander I. und Napoleon sich zu lockern, weil jener nicht in dem von diesem gewünschten Maße die Kontinentalsperre unterstützte, durch die der englische Handel von dem festländischen Markt ausgeschlossen und infolgedessen vernichtet werden sollte. Der in absehbarer Zeit zwischen beiden Kaiserreichen ausbrechende Krieg machte eine Verstärkung der französischen Besatzung in den Oderfestungen und der Republik Danzig notwendig. Einen Teil der hierzu erforderlichen Truppen mußten abermals die Rheinbundstaaten stellen. Von Hessen-Darmstadt hatte Napoleon ein Regiment verlangt. Am 30. Mai 1811 marschierte das Leibregiment unter Führung des Obristen Ludwig von Gall in einer Stärke von 34 Offizieren, 1543 Mann und 2 Geschützen nach Magdeburg ab und traf daselbst am 11. Juni ein. Von

dort wurde es nach Stettin gelegt, um die Oderschiffahrt gegen das Einschmuggeln englischer Waren zu überwachen. Im Herbst kam es nach Danzig und blieb dort, bis es im Frühjahr des folgenden Jahres nach Neutief an der frischen Nehrung verlegt wurde, um in Verbindung mit der gegenüberliegenden preußischen Garnison Pillau das Einlaufen englischer Schiffe in das frische Haff zu verhindern. Von dort wurde es am 5. Juni nach Königsberg eingeschifft und erreichte nach einem Marsch über Wehlau, Insterburg, Gumbinnen, Stallupönen und Pilwischki am 22. Juni Kowno, den Versammlungsplatz jenes Teils der großen Armee, mit dem Napoleon persönlich den Krieg gegen Rußland zu eröffnen gedachte.

Die gesamte Armee, die sich zu zwei Dritteilen aus Deutschen, Holländern, Belgiern, Italienern, Illyriern, Spaniern, Portugiesen, Polen und Litauern zusammensetzte, zählte einschließlich der Nachschübe 612000 Mann und reichte in ihrer Aufstellung von Galizien bis zur Ostsee. Zu diesem gewaltigen Heere hatte Hessen außer dem Leibregiment noch das Leibgarderegiment und die am 1. März 1812 zu einem „provisorischen leichten Infanterieregiment" vereinigten Füsilierbataillone der Leibgarde- und Leibbrigade, 40 beziehungsweise 31 Offiziere und je 1500 Mann stark, das Gardechevauxlegersregiment mit 12 Offizieren und 441 Mann, sowie eine Batterie mit 4 Offizieren, 188 Mann und 6 Geschützen gestellt. Diese Truppen waren am 17. und 18. Februar 1812 unter dem Befehle des Prinzen Emil, des jüngsten Sohnes des Großherzogs, aus Darmstadt nach Pommern abmarschiert. Ihrer ursprünglichen Bestimmung nach sollten sie alle derselben Division zugeteilt werden, doch wurde später die Trennung der einzelnen hessischen Truppenteile voneinander angeordnet. Infolge dieser Trennung gestalteten sich die Bewegungen der einzelnen hessischen Truppenkörper so verschieden, daß es zu weit führen würde, sie alle hier zu verfolgen. Es soll daher nur ein kurzer Blick auf die Bewegungen des Leibregiments geworfen werden, weil bei ihm Friedrich Peppler, der Verfasser der folgenden Erinnerungen, den Feldzug mitgemacht hat.

In Kowno wurden die beiden Bataillone dieses Regiments voneinander getrennt. Das erste blieb dort zurück, während das zweite, dem Peppler zugeteilt war, am 24. Juni nach Wilna aufbrach. Von dort marschierte es über Osmiana, Minsk, Mohilew, Orscha, Dubrowna, Smolensk weiter nach Borodino, wo am 5. und 6. September eine mörderische, aber für Napoleon noch einmal siegreiche Schlacht stattgefunden hatte. An dieser war von den hessischen Truppen das zweite Bataillon des Leibregiments beteiligt, allerdings nur in-

hatten, um nach Darmstadt zu marschieren, zog mit der französischen Armee nach Thüringen zurück. Das Gardechevauxlegersregiment, das am 4. Januar in Marienwerder neben 5 Offizieren noch 83 Mann und 36 Pferde gezählt hatte, langte, auf 42 Mann und 21 Pferde zusammengeschmolzen, am 17. Februar in Darmstadt an. Neun Tage später trafen dort auch die Überreste der Artillerie, bestehend aus einem Offizier, 20 Mann, 2 Haubitzen, 6 Kanonen, einem Munitionswagen und 24 Pferden, ein.

Inzwischen waren alle Regimenter neu formiert und mobilgemacht worden. Bereits am 26. Februar marschierten das Garde- und erste Leibfüsilierbataillon mit 3 Geschützen nach Würzburg, dem von Napoleon für die deutschen Truppen bestimmten Sammelplatz, ab; ihm folgten am 2. und 3. April das Leib-, am 5. und 6. das Leibgarderegiment und am 7. der Rest der Artillerie. Am 27. April hatten sich die drei hessischen Infanterieregimenter — das „provisorische leichte Infanterieregiment“ war unterdessen aus den beiden Füsilierbataillonen formiert worden — und die Batterie Artillerie bei Jena versammelt, wo Prinz Emil das Kommando über sie übernahm. Zwei Schwadronen des Chevauxlegersregiments folgten am 22. April, zwei weitere im August.

In der Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 19. Oktober 1813) fochten die Hessen zum letzten Male in einem größeren Waffengange auf Seiten Napoleons. Am 4. November 1813 eröffnete dann Großherzog Ludewig, der vor den herannahenden Heeren der Franzosen und Verbündeten am 27. Oktober aus Darmstadt nach Mannheim geflohen war, daselbst dem französischen Gesandten Vendeuil, daß er sich vom Rheinbunde losgesagt und mit den Verbündeten vereinigt habe. „Wohlan“, entgegnete ihm hierauf der Franzose, „der Kaiser läßt Ew. Königlichen Hoheit sagen, daß er nach wenig Monaten nach Deutschland zurückkehren und dann Ihr Land derart verwüsten werde, daß kein Stein auf dem andern bleibe, daß er gegen Sie und die Ihrigen alles tun werde, was die Entrüstung über Verrat und gebrochene Treue ihm eingibt“. „Wenn der Kaiser“ antwortete darauf der Großherzog mit fester Stimme, „mit seinem Gewissen vereinigen kann, so zu handeln, wie Sie sagen, so werde ich mit meinen Untertanen zusammen untergehen, ich mit ihnen, sie gewiß nicht ohne mich! Wie es kommen soll, überlasse ich der Vorsehung Gottes“.

Hiermit endigt das inhaltsschwere Blatt der hessischen Geschichte, das die Überschrift „Rheinbundzeit“ trägt. Mag diese Zeit, vom deutsch-nationalen Standpunkt aus betrachtet, keine erfreuliche sein, so

Smolensk. Dort blieben die Truppen, die durch einen Ersatztransport von 3 Offizieren und 331 Mann vom Leibregiment, sowie 50 wiederhergestellten Leuten des Leibgarderegiments vermehrt wurden, vom 8. bis 14. November.

Bei dem Weitermarsch kam es am 18. November bei Krasnoi zu einer Schlacht, in der das Leibregiment so starke Verluste erlitt, daß es nur mit 12 Offizieren und 65 Mann das Schlachtfeld verließ, während das Leibgarderegiment nicht bedeutend mitgenommen wurde. Der Dnjepr wurde am 20. bei Orscha überschritten. Hieran schloß sich das grauenvollste Ereignis des ganzen Feldzuges, der Übergang über die Beresina bei Studienka in der Nähe von Borissow am 27. und 28. November. Bei dem Durchmarsch durch Wilna wurde das „provisorische leichte Infanterieregiment“, ungefähr 300 Mann stark, und die hessische Artillerie am 9. Dezember mit der hessischen Brigade vereinigt. Am nächsten Tage erfolgte dann der Aufbruch von Wilna und am 13. bei Kowno die Überschreitung des Njemen, der damaligen Westgrenze des Zarenreiches. Die Stärke der französischen Heerestrümmer betrug bei diesem Übergang nur noch etwa 40—45000 Mann. Geordnet waren hiervon nur noch 400 Mann der alten Garde und 600 Mann der Gardekavallerie, alle anderen Truppenteile hatten sich aufgelöst. Zählt man diese 40—45000 Mann zu den beiden gut erhaltenen Flügelheeren von 66000 Mann, so ergibt sich als Größe des Menschenopfers, das der russische Feldzug auf französischer Seite verschlungen hat, eine halbe Million Menschen.

Am 16. Dezember hielt Murat, der König von Neapel, dem Napoleon, der am 5. Dezember von Smorgoni aus nach Paris geeilt war, den Oberbefehl übertragen hatte, in Wirballen eine Besichtigung ab, bei der das Leibgarderegiment 5 Offiziere, 13 Mann, das Leibregiment 8 Offiziere, 13 Mann, das „provisorische leichte Infanterieregiment“ 26 Offiziere, 206 Mann und die Artillerie, die ihre sämtlichen Geschütze zurückgebracht hatte, einen Offizier, 44 Mann zählte.

Von Wirballen ging der Rückmarsch über Gumbinnen, Insterburg, Königsberg, Marienburg, Dirschau nach Stargard, wo am 14. Januar 1813 sämtliche noch dienstfähige Infanteristen zu einem provisorischen Bataillon vereinigt wurden. Alle überzähligen Offiziere kehrten in die Heimat zurück, um bei der Neuorganisation der Truppen tätig zu sein. Prinz Emil hatte schon am 12. Januar von Dirschau die Heimreise angetreten. Das provisorische Bataillon, von dem sich Anfang März sämtliche Offiziere und Mannschaften des Leibgarde- *und des Leibregiments,* im ganzen 5 Offiziere und 24 Mann getrennt

sofern, als es untätig bei dem Park des 1. Armeekorps stand. An dem Orte der Schlacht blieb es noch drei Tage, um die Waffen der Gefallenen zu sammeln und rückte dann weiter bis Fili, einem in der Nähe von Moskau gelegenen Dorfe, und bezog bei diesem ein Biwak, bis es später in dem Dorfe selbst untergebracht wurde.

Das erste Bataillon des Regiments war bis zum 11. Juli in Kowno geblieben, dann nach Wilna marschiert und hatte dort Standquartier genommen, bis es am 13. Juli zusammen mit dem kurz vorher eingetroffenen zweiten Bataillon des Leibgarderegiments nach Swenziany abrückte. Hier wurde die Marschrichtung geändert und der Weg über Glubokoe und Kamen nach Witebsk fortgesetzt, das es am 29. August erreichte. Daselbst wurden diese beiden Bataillone mit dem ersten des Leibgarderegiments vereinigt. Am 19. September marschierten dann die drei hessischen Bataillone unter dem Befehl des Obristen von Gall über Rudnia und Jnkowo nach Smolensk weiter, wo sie zehn Tage später den Befehl erhielten, einen großen Lebensmitteltransport nach Moskau zu geleiten. Die Kolonne langte am 10. Oktober in Wiasma an. Das Leibgarderegiment blieb hier als Besatzung zurück, während das erste Bataillon des Leibregiments seinen Weg über Borodino nach Mosaisk an der Moskwa fortsetzte und sich in der Nähe dieses Ortes am 20. Oktober mit seinem zweiten Bataillon vereinigte.

Inzwischen hatten die Franzosen am 14. September in Moskau, das am Tage darauf in Brand gesteckt wurde, ihren Einzug gehalten. Dort verlor Napoleon, der Friedensverhandlungen mit Rußland anzuknüpfen suchte, in der vergeblichen Erwartung der erbetenen Erklärungen des Zaren fünf kostbare Wochen, bis ihn die Zerrüttung des schon vor Borodino bis auf zwei Drittel zusammengeschmolzenen Heeres, das entmutigt, ohne Lebensmittel und von der Heimat fast gänzlich abgeschnitten war, und namentlich auch das Herannahen von Rußlands mächtigstem Verbündeten, des Winters, Mitte Oktober zur Umkehr zwangen.

Auf diesem Rückmarsch wurden, wie bereits erwähnt, die beiden Bataillone des Leibregiments am 20. Oktober wieder miteinander vereinigt. Zehn Tage später traf Prinz Emil, der seit der Auflösung des hessischen Truppenkorps sich in dem großen Hauptquartier Napoleons befunden hatte, in Gschatsk bei dem Leibregiment ein und verband am 1. November in einem Biwak bei Wiasma das Leibgarde- mit dem Leibregiment zu einer Brigade, deren Stärke nahezu 1300 Mann und zwei Geschütze betrug, die mit dem Leibregiment seiner Zeit ausmarschiert waren. Von hieraus ging der Marsch nach

braucht sich Hessen ihrer doch nicht zu schämen, denn sie war nur eine notwendige Wirkung der meteorartigen Erscheinung Napoleons.

Nach dieser Schilderung des historischen Hintergrundes, auf dem sich der in der vorliegenden Schrift erzählte Abschnitt aus Friedrich Pepplers Leben, seine Gefangenschaft in Rußland, abspielte, ist es notwendig, noch einen Blick auf die Person des Erzählers selbst zu werfen.

Johann Heinrich Friedrich Peppler erblickte als Sohn des Präzeptors Johann Heinrich Peppler und seiner Ehefrau Luise Friederike geborenen Kayser am 7. Juni 1789 zu Großen-Linden bei Gießen das Licht der Welt. Sein Geburtstag fiel auf das Dreifaltigkeitsfest. Die Volksanschauung, die die Sonntagskinder eines besonders glücklichen Loses teilhaftig hält, bewahrheitete sich auch an ihm insofern, als ihm eine heitere und freundliche Gemütsart, die auch in schweren Verhältnissen standhielt, beschieden war. Soviel sich noch feststellen läßt, war er der dritte Sohn seiner Eltern, die außer den drei Söhnen noch zwei jüngere Töchter hatten.

Der strengen väterlichen Erziehung, die durch Mäßigkeit und Arbeitsamkeit den jugendlichen Körper zu erstärken suchte, gedenkt der Sohn dankbar am Schlusse seiner Schrift (vgl. S. 130).

Seine Schulbildung erhielt Peppler in dem Gießer Pädagogium, das er mit seinem zweitältesten Bruder Johann Philipp (geboren am 11. März 1787) besuchte. Im Jahre 1805 wurde dieser Bruder zum Militär ausgehoben. Sein Vater richtete zwar an das landgräfliche Kriegskolleg ein Gesuch um Befreiung seines Sohnes vom Kriegsdienst, da dieser sich den Studien zu widmen gedenke. Da aber die Frage des Kriegskollegs, ob der junge Mann „Hoffnung gebe, daß an ihm für die Wissenschaft eine vorzügliche Acquisition gemacht werden könne, auch ob sein sittliches Betragen untadelhaft sei", von dem Pädagogiarchen Professor Johann Christian Gottlieb Schaumann dahin beantwortet wurde, „daß für die Wissenschaften an dem jungen Peppler keine Acquisition gemacht werde, und auch sein sittliches Betragen ziemlich tadelhaft seye, so daß er schon mehremalen durch verschiedene Korrektionsmittel habe gezüchtiget werden müssen", wurde ihm die gewünschte Befreiung vom Militärdienst versagt.

Als der Präzeptor Peppler am 31. Januar 1807 im Alter von 49 Jahren und 7 Tagen gestorben war, versah sein Sohn Friedrich einige Monate lang aushilfsweise den Schuldienst und bewarb sich, um seine arme Mutter und seine unversorgten Schwestern unterstützen zu können, um die endgültige Übertragung dieser Stelle. Sein Gesuch wurde aber abgeschlagen, weil er das für einen Schullehrer gesetz-

mäßig bestimmte Alter von zwanzig Jahren noch nicht erreicht hatte, und ihm deswegen die Zulassung zu einer Prüfung seiner Kenntnisse verweigert werden mußte. In einer weiteren Bittschrift suchte Peppler darauf um Dispensation wegen des ihm fehlenden Alters und die Erlaubnis, sich prüfen lassen zu dürfen, nach. Obwohl ihm der Superintendent Buff und der Pädagogiarch Schaumann sehr vorteilhafte Zeugnisse in Ansehung seiner Fähigkeiten, seines anhaltenden Fleißes und seiner guten Aufführung ausgestellt hatten, so scheiterte doch die Bewerbung Pepplers daran, daß er „weder den Gesang zu dirigieren noch die Orgel zu spielen imstande war." Peppler besuchte hierauf wieder das Pädagog und hatte die Absicht, sich dem Studium der Theologie zu widmen (vgl. unten S. 74).

Doch bald darauf scheint er diese Absicht aufgegeben zu haben; denn am 5. Januar 1808 trat er als Kadettkorporal bei der Leibgardebrigade ein. Was die Ursache davon war, daß er den militärischen Beruf an Stelle des geistlichen erwählte, ist nicht bekannt. Wie eine Familienüberlieferung erzählt, hatte ihm eine Zigeunerin, die ihm und seinem Bruder Johann Philipp auf dem Wege von Gießen nach Großen-Linden begegnet war, zum Dank dafür, daß er ihr seine ganze, in drei Kreuzern bestehende Barschaft als Almosen gereicht hatte, seine künftige militärische Laufbahn prophezeit. „Junger Herr", so sprach sie, nachdem sie Pepplers Hand betrachtet hatte, „Sie glauben, die Glocken riefen Sie zu Ihrem Berufe, und dabei sind es die Kanonen, die Sie rufen; aber ich werde Sie kugelfest machen." Darauf nahm sie eine Beschwörung vor. Nun wollte auch der ältere Bruder, der in der Schlacht bei Aspern fallen sollte, kugelfest gemacht sein. Allein die Zigeunerin sagte, nachdem sie seine Hand geprüft hatte: „Das geht über meine Kräfte".

Da Peppler in der Leibgarde keine Stelle zuteil werden konnte, wurde er am 7. August auf seinen Wunsch zur Leibbrigade versetzt. Beim Ausmarsch der hessischen Truppen zum Feldzug von 1809 wurde er zum Fahnenträger des zweiten Bataillons ernannt. Als solcher machte er alle Schlachten mit, an denen das Regiment teilnahm, nämlich die Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai 1809), wo namentlich das zweite Bataillon des Leibregiments am zweiten Tage der Schlacht heftig mitgenommen wurde, und wo er selbst seinen Bruder Johann Philipp verlor, die Gefechte von Engerau (1. und 3. Juni), die Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) und das Gefecht von Znaim (11. Juli). Während des am 13. Juli daselbst abgeschlossenen Waffenstillstandes, der den Wiener Frieden (14. Oktober) vorbereitete, wurde Peppler am 25. September Sekondeleutnant. In diesem Dienstgrad

machte er den Feldzug gegen Rußland mit. Kurz vor seiner Gefangennahme zeichnete er sich an dem blutigen Tage von Krasnoi (17. November 1812) noch so rühmlich aus, daß er die Aufmerksamkeit seines Kommandeurs, des Obristen von Gall, auf sich zog, der ihm die Zusicherung gab, sich bei dem Großherzog für ihn verwenden zu wollen. Dann kam er noch glücklich über die Beresina, geriet aber bald darauf in russische Gefangenschaft, in der er fast zwei Jahre blieb. Noch ehe Peppler aus Rußland zurückgekehrt war, wurde er am 5. Februar 1814 zum Premierleutnant befördert. Einen Monat nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er dem Regiment wieder zugeteilt (13. August 1814) und zog im folgenden Jahre noch einmal zu Felde. In diesem seinem letzten Feldzug kam er aber nur einmal, am 28. Juni 1815 bei Straßburg, ins Feuer.

Peppler war ein guter Sohn. „Nie vergaß ich", schrieb er im Januar 1817, „daß ich ihr, d. h. seiner Mutter, mein Dasein zu verdanken habe und unterstützte sie daher von meinem Gehalt, von dem mir wohl, da ich zu den Equipierungskosten durchaus nichts empfangen habe, nichts hätte übrig bleiben können, wenn ich nicht öfter statt des Nachtessens bloß ein Stück Brot und ein Glas Bier genossen und mich überhaupt bloß auf die notwendigsten Lebensbedürfnisse beschränkt hätte".

Am 30. September 1817 verheiratete er sich mit Maria Magdalena Rittershausen (geboren 9. Januar 1795), der Tochter des Amtsapothekers in Herborn. Die Ehe, aus der sieben Kinder, drei Söhne und vier Töchter, hervorgingen, von denen die zwei ältesten, beides Mädchen, im Kindesalter starben, war, wie er selbst am Schlusse seiner Schrift (S. 130) bemerkt, glücklich. Seine Kinder erzog er, wie er selbst erzogen worden war, strenge und einfach.

Im Frühjahr 1821 siedelte er mit seinem Regiment, das damals von Gießen, wo es 154 Jahre gestanden hatte, verlegt wurde, nach Worms über. Am 10. November des folgenden Jahres wurde er zum Kapitän 2. und am 29. Juni 1831 zum Kapitän 1. Klasse befördert. An Auszeichnungen erhielt er am 14. Juni 1825 das Ritterkreuz des Ludewigsordens und am 12. Januar 1834 das allgemeine Militärdienstehrenzeichen.

Die Strapazen und Leiden, die Peppler in Rußland hatte erdulden müssen, hatten seine Gesundheit untergraben. Ein Hämorrhoidalleiden und Gicht stellten sich bald bei ihm ein; dann trat noch ein Zahnleiden hinzu, infolgedessen er die meisten Zähne verlor und sich auf flüssige und weiche Nahrung beschränken mußte. Eine in den Jahren 1824 und 1835 zu Wiesbaden gebrauchte Kur hatte nicht

den erhofften Heilerfolg, so daß er sich den Anstrengungen seines Dienstes nicht mehr gewachsen fühlte und um seine Pensionierung einkommen mußte, die er unter gleichzeitiger Erteilung des Charakters als Major und Übertragung des Gefängniswachtkommandos in Gießen am 2. September 1837 erhielt.

Da Gießen seit 1821 keine Garnison mehr hatte, weil Streitigkeiten zwischen Militär und Studenten vorgekommen waren, so war der Kommandeur der Gefängniswache der einzige Offizier in der Universitätsstadt, bis nach den Herbstübungen des Jahres 1868 das 2. Infanterieregiment, dessen zweites Bataillon seit seiner Verlegung nach Friedberg im Jahre 1860 dieses Kommando zu besetzen hatte, dorthin verlegt wurde, um den Studenten die Möglichkeit zu gewähren, am Sitze der Landesuniversität als Einjährig-Freiwillige zu dienen.

Daß Peppler als einziger Offizier in dem sturmbewegten Jahre 1848, dessen revolutionären Ideen und Zielen der alte Soldat fremd und feindlich gegenüberstand, keinen leichten Stand hatte und namentlich mit der damals errichteten Bürgergarde manchen Strauß ausfechten mußte, läßt sich denken. In dieser Zeit wurde seine Frau infolge der ausgestandenen Angst und Aufregung, gerade als ein Sturm auf die Wohnung und die Kaserne ausgeführt werden sollte, auf der einen Seite gelähmt, so daß sie die letzten zehn Jahre ihres Lebens, das sie am 29. Juli 1858 beschloß, an den Sessel gebannt blieb.

Wie schon in Worms hatte Peppler, der während seiner russischen Gefangenschaft den Wert freundlicher Gastlichkeit schätzen gelernt hatte, auch in Gießen ein offenes Haus; keine Woche verging, wo nicht durchmarschierende oder reisende Offiziere bei ihm einkehrten. Unter dem Namen „der Bürgerkapitän" und „der alte Schnurrbart" war Peppler in Gießen eine bekannte Persönlichkeit.

Noch einige Auszeichnungen wurden ihm, bevor er am 21. März 1859 von der Kommandostelle zurücktrat, zuteil, indem ihm am 23. Juli 1856 das militärische Ehrenzeichen für fünfzigjährige Dienste und am fünfzigsten Jahrestage seines Diensteintrittes, am 7. August 1858, der Charakter als Oberstleutnant verliehen wurde.

Im Jahre 1862 wurde er von einem Halsübel befallen, das sich als Zungen- und Halskrebs herausstellte und im folgenden Jahre eine Operation notwendig machte. Da diese keiner der Gießener Ärzte zu übernehmen getraute, und Peppler „lieber einer solchen unterliegen als langsam ersticken wollte", so unterzog er sich Ende Mai 1863 in der Marburger Universitätsklinik einer Operation, die aber nur für kurze Zeit das Leiden hob. Im Herbste des nämlichen Jahres mußte er nach Marburg zurückkehren und eine weitere Operation vornehmen

lassen, infolge deren er am 15. November 1863 abends 1/4 7 Uhr in der Universitätsklinik verschied. Seine letzten Worte waren: „Helene, ich komme".

Pepplers Leiche wurde nach Gießen gebracht und daselbst am 17. November der Erde übergeben. Mit ihm ging ein tüchtiger und diensteifriger Offizier, ein liebenswürdiger und allseits geachteter Mensch dahin.

Zum Schlusse noch ein Wort über die hier in neuem Gewande erscheinende Schrift Pepplers, die das einzige Werk ist, mit dem ihr Verfasser an die Öffentlichkeit trat. Sie wurde zu Anfang der dreißiger Jahre auf Grund von Tagebüchern abgefaßt und erschien im Jahre 1832 zu Worms, gedruckt bei Johann Andreas Kranzbühler. Eine „zweite unveränderte Auflage", die nur eine Titelauflage, d. h. der alte Druck nur mit einem neuen Titelblatt versehen, ist, erschien zwei Jahre später zu Darmstadt im Verlag von Friedrich Metz. In weiteren Kreisen wurde das Werk durch den Abdruck des ersten Kapitels in Heinrich Künzels Geschichte von Hessen (Friedberg 1856, S. 317—329, 2. Auflage, neubearbeitet von Friedrich Soldan, Gießen 1893, S. 297—310) bekannt.

Da Aufzeichnungen und Erinnerungen Pepplers, durch die seine Erzählung ergänzt und erläutert werden könnte, nicht mehr vorhanden sind, mußte sich die Neuausgabe auf einen unveränderten Abdruck des Werkes beschränken. Mit Ausnahme der Rechtschreibung ist nichts geändert. Bei Eigennamen ist die Schreibart Pepplers auch da beibehalten, wo sie offenbar irrtümlich und ungenau ist. In solchen Fällen ist die Berichtigung in den Anmerkungen enthalten, die im übrigen das Verständnis der Schrift erleichtern und daneben auch der Familienforschung dienen wollen. Wer aber in dem Büchlein, das sich wie ein Werk der schönen Literatur liest und den Leser in ähnlicher Weise fesselt, wie die Irrfahrten des Odysseus oder die wundersamen Schicksale des Robinson Crusoe, nur eine Unterhaltung für Mußestunden sucht, der wird auch dann seine Rechnung finden, wenn er die Anmerkungen als nicht vorhanden betrachtet.

Erstes Kapitel.

Einmarsch in Rußland. — Rückzug. — Gefangennahme in Smorgonie.

Ich befand mich als Leutnant im Großherzoglich Hessischen Leibregimente, jetzigem dritten Linien-Infanterieregimente, als dasselbe einen Teil des Kontingents zu bilden bestimmt wurde, den das Großherzogtum Hessen als Teil des Rheinbundes zu der großen Armee stellte, die den Feldzug gegen Rußland vornahm. Das Kontingent stand unter der unmittelbaren Führung Sr. Hoheit des Prinzen Emil von Hessen.[1] Ich war damals 21 Jahre alt, unverheiratet, meinem Stande mit jugendlichen Enthusiasmus ergeben, der noch jetzt im reiferen Alter nicht in mir erloschen ist.

Im Lager bei Combinen[2] eröffnete sich meine kleine militärische Laufbahn in Beziehung auf diesen Feldzug. Mir ward nämlich ein Kommando von 50 Mann übertragen, mit welchen ich den Transport von 200 mit Mehl beladenen Wagen eskortierte, die ich in Dünaburg[3], wo der König von Neapel[4] damals sein Hauptquartier hatte, ablieferte. Ich marschierte von dort mit meinem Detachement nach Wilna, wo dasselbe dem ersten Bataillon meines Regiments einverleibt ward. Eine vierzehntägige Krankheit hielt mich hier zurück; währenddem hatte das erste Bataillon Wilna verlassen.

Ich benutzte die ersten Augenblicke meiner Genesung, mich mit dem zweiten Bataillon, zu dem ich eigentlich gehörte, zu vereinigen, schaffte mir einen kleinen Wagen mit einem Pferde an, kutschierte selbst und traf, nachdem ich einige Stationen von Moskau mein Pferd verloren hatte, ohne sonstigen Zufall glücklich bei meinem Bataillon ein, welches in einem eine Werste von Moskau gelegenen Dorfe, Filee[5], gelagert war.

Die große Armee hatte in der Zwischenzeit ihren Einzug in Moskau bereits gehalten. Die Nähe, in der ich mich bei dieser Stadt befand, veranlaßte mich zu mehrmaligem Besuche derselben; aber leider traf mein Blick nur auf Leichen und Trümmer. Nach dreitägigem Aufenthalte in Filee ward mir ein zweiter Auftrag von schwierigerer Art. Ich wurde nämlich beordert, in der Umgegend von Moskau sämtliche Wind- und Handmühlen bei den dortigen Landleuten, die, wie beinahe in ganz Rußland, ihre eigenen Müller und Bäcker sind, in Beschlag zu nehmen, die Früchte, die mir von Moskau zugeführt wurden, in Mehl und Brot verarbeiten zu lassen und solches dann den Truppen abzuliefern. Die Schwierigkeit der Aufgabe lag in dem Umstande, daß ich, wie jeder leicht denken kann, weder zu mahlen, noch zu backen verstand, und überdem während dieser friedlichen Beschäftigung den Überfall von Kosaken befürchten mußte, die sich in einzelnen Schwärmen bald in der Ferne, bald aber auch in der Nähe blicken ließen, und welchen ich nichts als 15 Mann entgegensetzen konnte, woraus mein ganzes Detachement bestand. In dieser Verlegenheit kam es besonders darauf an, die Einwohner jener Gegend nicht durch Gewalttätigkeit aufzureizen; denn abgesehen davon, daß wir ohne ihre Hilfe weder Mehl noch Brot hätten produzieren können, so wäre von ihrem Haß jeden Augenblick ein Verrat

an den nahen Feind zu befürchten gewesen. Unter diesen mißlichen Umständen lag es in der Natur der Sache, meinem kleinen Kommando die schonendste Behandlung der Einwohner zur Pflicht zu machen, wodurch es bald gelang, ihr Vertrauen und selbst ihre Anhänglichkeit in dem Grade zu gewinnen, daß sie uns während unseres dortigen Aufenthalts den wesentlichsten Vorschub in Umwandlung der Früchte in Mehl und Brot leisteten, und wir uns in der Mitte dieser wirklich gutartigen Menschen so sicher befanden, als wir es nur in befreundetem Lande hätten erwarten können.

Indessen bedurfte es doch zur Förderung der Sache meiner ganzen Tätigkeit, und nur durch den Anteil, den ich persönlich an den Arbeiten nahm, indem ich selbst fortdauernd mahlen und backen half, eine Kunst, die ich mir leicht aneignete, gelang es mir, ansehnliche Quantitäten Mehl und Brot abzuliefern.

Vierzehn Tage war ich auf diese Weise beschäftigt, als den 15. Oktober 1812 eine Ordonnanz mir den Befehl zum schnellsten Aufbruch und zur Vereinigung mit dem Hauptkorps brachte. Ich nahm daher von den Russen Abschied, brach mit den vorhandenen Mehl- und Brotvorräten auf und erreichte in wenigen Stunden mein Bataillon, welches ich bereits in größter Bewegung antraf und im Begriff, den Rückmarsch anzutreten.

Die Umstände waren schon damals, wie jeder leicht denken kann, eben nicht geeignet, ferneres Vertrauen auf das Glück der großen Armee einzuflößen. Die Besorgnisse für die Zukunft, besonders für den Lebensunterhalt während des bevorstehenden langen Rückzuges, wurden in vielen rege, die Gelegenheit hatten, den sorglosen Leichtsinn zu erkennen, mit dem unbegreiflicherweise dieser Gegenstand bei der verunglückten Armee fast allgemein behandelt wurde. So war es

sehr natürlich, daß einzelne anfingen, Sicherheitsmaßregeln für ihren speziellen Bedarf zu nehmen, und daß auch ich Vorkehrungen traf, die auf meine Bedürfnisse berechnet waren. Einen Sack mit Brot, den ich auf einen Wagen geladen hatte, hielt ich hierzu für hinlänglich, und in der Meinung, mich hierdurch auf dem größten Teil des Weges vor Hunger geschützt zu sehen, trat ich getrost mit meinem Regiment den verhängnisvollen Rückzug an. Allein wie sehr sah ich mich getäuscht, als ich am Abend des ersten Tages, an dem wir den Rückmarsch angetreten hatten, das Biwak bezog und mich meines ganzen Brotvorrats beraubt sah; was mir um so mehr auffiel, da, wie es mir schien, der Mangel noch bei weitem den Grad nicht erreicht hatte, der eine solche Entwendung hätte erwarten lassen, indem ich sonst wohl andere Mittel zur Sicherung meines kleinen Vorrats zu ergreifen gewußt hätte. Indessen zehrten sich die Lebensmittel, mit welchen es einzelnen gelungen war, sich zu versehen, während einem mehrtägigen Marsche allmählich auf, und bereits ehe wir Miatzma[6] erreichten, stiegen sie zu solchen hohen Preisen, daß ich nach einigen bei spärlicher Nahrung zugebrachten Tagen es für ein Glück hielt, ein Brot von 3 Pfund für 4 Kronentaler oder 10 Gulden 48 Kreuzer einzukaufen, welches ich an einer um den Hals geschlungenen Schnur trug. In diesem Aufzuge marschierte ich mit meiner Kompagnie; der Anblick des Brots erregte die in solcher Lage sehr natürliche Begehrlichkeit, und so kam es, daß ein gewisser Herr * mich bat, ihm die Hälfte des Brots gegen Bezahlung abzutreten. Als ich ihm aber den Preis nannte, um den ich es selbst gekauft hatte, war ihm dieser zu hoch, indem er bemerkte, das Brot werde wohlfeiler. Einesteils empört über dies Wort, in welchem mir eine Andeutung zu liegen schien, als habe

er mich in Verdacht, den allgemeinen Mangel zu schnödem Geldgewinn mißbrauchen zu wollen, andernteils aber auch entrüstet über den Geiz eines Mannes, der Geld im Überfluß hatte, und ein für ihn kleines Opfer scheute, seinen Hunger zu stillen, während ich meine letzte Barschaft dafür hingegeben hatte, zog ich es vor, den größten Teil des Brots einigen meiner Mitoffiziere und einem Feldwebel zukommen zu lassen. Als wir am Abend des nämlichen Tages das Biwak bezogen, sprach mich derselbe Herr *, der jetzt weder für, noch ohne Geld seinen Hunger gestillt bekam, um etwas Brot an, ich teilte mit ihm den kleinen Rest, der mir noch übrig war, er leerte mit mir auch noch den letzten Tropfen des in jener Lage so unentbehrlichen Branntweins, den ich in meiner Flasche hatte, alles — ohne Bezahlung. Ich erwähne dieses an sich unbedeutenden Umstandes bloß, weil er den Geiz charakterisiert, der sich unter allen Verhältnissen des Lebens im größten Überfluß wie im schaudererregendsten Mangel gleichbleibt. Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Der unglückschwangere Rückzug wurde, wie dies die Welt weiß, mit jeder Stunde, die wir uns von Moskau entfernten, mißlicher, der Mangel immer allgemeiner und fühlbarer, die Mittel, ihm abzuhelfen, immer beschränkter. Das Fleisch gefallener Pferde, größtenteils roh, ohne Zubereitung genossen, war beinahe das einzige, was sich zur Sättigung darbot. Frisches Pferdefleisch oder Brot konnte nur um die höchsten Preise erstanden werden. Dabei war niemand dessen sicher, was er sich oft mit Mühe, oft mit Gefahr und Geldopfer verschafft hatte. Man schonte kein Eigentum mehr, jedes Recht, jede Rücksicht, jedes Gefühl wich allmählich dem Bedürfnisse des Hungers, der alle auf das furchtbarste marterte, und der gräßlichen

Kälte, welche die Glieder bis auf das innerste Knochenmark durchdrungen hatte. Ein entsetzliches Verhängnis lag auf den bleichen Gesichtern abgebildet, die stumm und stieren Blickes, gleich wandelnden Wesen des Schattenreiches, über die endlose Eismasse daherzogen, mit zahllosen Leichen und gefallenen Pferden bedeckt.

So erreichten wir, von Elend aller Art gefoltert, Smolensk.[7] Diesseits der Stadt nahm uns ein Biwak auf. Hier ward mir die letzte gesellige Freude vor meiner Gefangennehmung. Einem meiner wärmsten Freunde, dem Leutnant Heim[8], hatten seine fernen Verwandten ein Fäßchen Rheinwein zugeschickt, welches er durch einen glücklichen Zufall durch einen Ergänzungstrupp unsers Regiments von Smolensk aus erhielt. Der gastfreie Mann, der auch im drückendsten Mangel die ihm eigene Gemütlichkeit nicht verloren hatte, lud mehrere seiner Waffen- und Leidensgefährten zum Mitgenusse der köstlichen Gabe ein. Nur der, dem unter großen und langen Entbehrungen eine solche unerwartete Labung ward, weiß sie zu würdigen. Im traulichen Kreise, auf dem Eis und Schnee bedeckten Boden des hohen Nordens gelagert, schlürften wir den Nektar, den die freundlichen Ufer des vaterländischen Stromes uns boten. Es waren große überglückliche Momente, die den armen Duldern der traurigen Öde die Bilder der fernen Heimat vergegenwärtigten; Momente der Freude, die den Schmerz eines unsäglichen Mißgeschickes unterbrachen. Wir tranken und brachten, vom Gefühl unserer trostlosen Lage hingerissen, dem Vaterlande, das wir nie zu erreichen, den Freunden, die wir nie mehr zu sehen hoffen konnten, das letzte Lebewohl, und uns selbst den ernsten Scheidegruß für dieses Leben. Unser edler, herrlicher Heim war in der Folge einer der Ersten von uns, der schied, wie wir gleich unten sehen werden.

Des folgenden Tages brachen wir auf, die früheren Jammerszenen erneuerten sich und so wanderten wir unter den bisher geschilderten täglich gesteigerten Qualen, ununterbrochen verfolgt vom nachsetzenden Feinde, fort, bis wir den 17. November oberhalb Krasnoi ein Biwak bezogen.

Den 18. November erfolgte hier das in der Geschichte dieses Feldzuges bekannte Treffen. Eine Beschreibung der Schlacht liegt nicht in dem Zwecke dieser Schrift, sie wird daher bloß insofern berührt, inwiefern sie mit meiner Erzählung in unmittelbarem Zusammenhang steht. Unser ganzes Regiment bestand noch aus 48 bis 50 Rotten, die in zwei Gliedern aufgestellt beinahe gänzlich aufgerieben wurden, so daß von den meisten Kompagnien nur vier bis fünf Mann übrigblieben. Elf unserer Offiziere[9] lagen schwer verwundet auf dem Schlachtfelde; unserem ehemaligen Regimentskommandeur Obersten von Gall[10], der sich in der Nähe Sr. Hoheit des Prinzen Emil befand, wurden zwei Pferde unter dem Leibe erschossen. Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit, Ausdauer und militärischem Schnellblick gab unser erhabener fürstlicher Führer. Das Terrain, auf dem die Schlacht vorfiel, war mit einem Schnee bedeckt, in den man bis an die Waden einsank; man denke sich hierzu die furchtbare Kälte, gegen die keine angemessene Kleidung schützte, den fortdauernden Mangel an aller Nahrung, die Entbehrung ärztlicher Hilfe für die meisten Verwundeten, und man kann sich ungefähr ein Bild von den Leiden und Schwierigkeiten entwerfen, die auf den Kämpfern jenes blutigen Tages lasteten. Ich war während der Schlacht mit dem Vertrauen beehrt, die zweite Kompagnie des zweiten Bataillons zu kommandieren, und kehrte mit einem Unteroffizier, einem Tambour und zwei Gemeinen aus der

Schlacht zurück. Die oben erwähnten 11 Offiziere wurden in aller Eile nach Krasnoi gebracht; kaum konnte man ihnen einen flüchtigen Notverband anlegen, und kaum fand der Obrist von Gall Zeit, sie zu besuchen, ihnen das letzte Trosteswort und den letzten Abschied zu bringen, als der Feind heranstürmte und in das brennende Krasnoi einzog, wo diese Braven ein Opfer der Flammen oder der feindlichen Wut wurden. Keiner entkam, auch unsern guten Heim, dessen Gastfreiheit ich oben erwähnte, ereilte sein Geschick, und der Scheidegruß, beim Freudenmahle gesprochen, erhielt hier seine ernste Bedeutung.

Unter gesteigerten Leiden setzten wir unsern Rückmarsch fort. Ein unbeschreiblicher düsterer Stumpfsinn hatte sich der Gemüter bemeistert, welchen kein Hoffnungsstrahl das Dunkel einer schrecklichen Gegenwart erhellte. Jede bessere Empfindung war erstorben; der Freund sah vor und neben sich den Freund fallen, hörte aus dem Munde des Fallenden den letzten Abschiedsruf und ließ, selbst trostlos, auch den Sterbenden ungetröstet, für den er doch keine Rettung mehr sah. Die Bande der Subordination waren unter den in Unordnung dahinschwankenden französischen Korps beinahe gänzlich aufgelöst, ich sah selbst einzelne unter gräßlichen Verwünschungen die Gewehre auf ihre Generale anschlagen. Doch muß ich den Braven unseres Regiments die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß, soweit mir es bekannt ist, keiner sich irgendeiner Widersetzlichkeit schuldig gemacht hat. Ich sah sie dulden und fallen, ohne Murren, ohne Vorwurf, oft ohne Klage, ihrer Pflicht bis zum Tode getreu.

Acht schreckliche Tage brachten wir so auf dem Marsche zu, bis wir am 27. November die Beresina erreichten. Doch welche Feder schildert jenen schauder-

erregenden Übergang? Was ich hier gebe, ist nur ein schwacher Schattenriß des aus den gräßlichsten Einzelnheiten zusammengesetzten Gemäldes. Unter furchtbar chaotischem Gewirre zahlloser Fußgänger, Reiter, Frauen und Kinder, Pferden und Wagen, und mörderischen Schlägen und Stößen, empfangen und ausgeteilt, geschah dieser Übergang, und so gelang es mir, mich an das jenseitige Ufer mit Anwendung aller meiner Kräfte durchzuarbeiten. So sehr die eigene Gefahr die Beobachtung der Umgebung beschränkte, so drängten sich doch unwillkürlich einzelne auffallende Gräßlichkeiten dem Blicke auf. Um den Preis der Rettung ihres Lebens sah man Mütter ihre Kinder verlassen und sie dem unvermeidlichen Schicksale preisgeben, unter den Fuß- und Huftritten von Menschen und Pferden zu sterben. Das Angstgeschrei und der Hilferuf der Niedergeworfenen und derer, die von den Seiten der Brücke verdrängt in den Strom fielen, erfüllte die Lüfte. Doch keine Retterhand erschien den Unglücklichen, die Besorgnis für das eigene Leben, so wertlos es auch in jenem Augenblicke sein mochte, machte starr und kalt gegen das Fremde.

Dieser Fluß erschien allen wie eine große Scheidegrenze des Schicksals, wer sie überschritten hatte, glaubte seiner Rettung gewiß zu sein, und das Ziel der erduldeten Qualen erreicht zu haben. Schreckliche Täuschung! Jenseits des verhängnisvollen Stroms harrten nur größere Martern.

Immer drückender wurde bei fortgesetztem Rückzug der Mangel an allem. Hunger und Durst wüteten im Innern und die auf 24 bis 26 Grad[11] gesteigerte Kälte war Folterpein dem halbnackten Körper. Der freie Himmel war unser Obdach, das Eis unser Lager, auf dem wir in Todesstille die schauerlichen Nächte zu-

brachten, und das wir oft, ohne uns erwärmen zu können, verlassen mußten, denn zu den Biwakfeuern wurde nur zugelassen, wer seinen Holzbeitrag leisten konnte; von einem Scheit Holz hing oft ein Menschenleben ab; Tausende erfroren auf diesen gräßlichen Nachtlagern. Glücklich war zu preisen, wer über einem Feuer sich in geschmolzenem Eis ein Stück Pferdefleisch wärmen und die ärmliche Flüssigkeit als Suppe genießen, oder sich einen kümmerlichen Kaffee bereiten konnte. Wasser war nirgends vorhanden. Ein Umstand, der auch die Reinigung des Körpers unmöglich machte, was den Gesichtern ein abscheuerregendes Ansehen gab, sowie denn die bunte Mischung der verschiedenartigsten Kleidungen, welche teils über die Uniformen, teils statt ihrer getragen wurden, eine maskenartige, abenteuerliche Erscheinung darbot.

Die Berücksichtigung fremden Eigentums hatte, wie ich bereits bemerkte, schon früher aufgehört; allein allmählich trat ein wahres Raubsystem ein. Man nahm, was man fand, man raubte und ward beraubt, dem traurigen Notprinzip huldigte alles. In diesem Zustande trug auch mein Aufwärter, der mir mit treuer Selbstaufopferung diente, kein Bedenken, einem kleinen Pferde, das er mit einer Jagdtasche bepackt antraf, letztere abzuschneiden. In derselben befanden sich mehrere Sachen von Wert; aber vom allerhöchsten in der damaligen Lage war ein Kinnbacken, den wir des Abends in einem Kessel, mit Schnee gefüllt, kaum an das Feuer gesetzt hatten, als ein Franzose erschien und 20 ganz kleine Kartoffeln zu 20 Franken feilbot. Der damalige Unterchirurg, jetziger Oberarzt Herr Zell[12], bezahlte sie, und so bereiteten wir uns ein kostbares Mahl.

Ich setzte nun meinen Weg fort; allein meine *Mattigkeit hatte* in dem Grade zugenommen, daß ich

das Korps, zu dem ich gehörte, nicht mehr erreichen konnte. Am frühen Morgen des 6. Dezembers raffte ich mich mit äußerster Anstrengung von dem Eislager auf, auf dem ich die Nacht zugebracht hatte, und erreichte nach einem sechsstündigen entkräftenden Marsche Smorgonie[13], eine kleine, polnische, meist von lauter Juden bewohnte Stadt. Hier traf mich ein Unglück, das ich für das größte hielt, was mich in meiner Lage hätte treffen können, und doch war es nur ein Vorspiel weit größerer Unfälle. Mein Aufwärter nämlich, mein treuer unzertrennlicher Gefährte, der Schütze Wehrwein aus Londorf in der Rabenau, dessen ich oben erwähnte, der mir in meiner hinfälligen Lage noch eine Labung bereiten wollte, und auf Händen und Füßen kroch, um Schnee herbeizubringen, den er für mich zu schmelzen beabsichtigte, gab, während er sich anstrengte mir diesen Liebesdienst zu erweisen, den Geist auf. Nun hatte ich niemanden mehr, ich stand allein, denn mit diesem edlen Menschen ging meine letzte Stütze verloren.

Während mich nun dieser herbe Verlust mit dem tiefsten Schmerze erfüllte, und ich nur mit ihm beschäftigt in einer von ihren Bewohnern verlassenen Hütte einsam saß, traten unerwartet mehrere Offiziere von verschiedenen Truppen zu mir herein. Alle waren, wie ich, aus Entkräftung hinter ihren Korps zurückgeblieben. Das traurige Schicksal, das wir teilten, war natürlich unsere erste Unterhaltung. Wir suchten uns wechselseitig aufzurichten und ermunterten uns zur Aufbietung aller Kräfte, unsern Marsch fortzusetzen und womöglich die bereits vorangeeilten Korps einzuholen. Kaum hatten wir diesen Entschluß gefaßt, als plötzlich ein französischer Gardeoffizier mit den Worten hereinstürzte: „Kosak, Kosak!“ Sogleich ward überlegt, daß, da unser körperlicher Zustand, unsere von Frost und Mangel zer-

rütteten Kräfte keine Wahrscheinlichkeit darboten, das Leben zu fristen, wir uns vor unserm Tode nicht noch der Qual überliefern wollten, die von einer solchen Gefangenschaft, wie wir wußten, unzertrennlich war. Von den dreißig Offizieren, die sich hier vorfanden, ward einstimmig beschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu schlagen. Allein der Entschluß kam zu spät; ein Arzt, der auf den schmeichelhaften Ruf „Franzuski Kamrad Pardon“[14] ohne unsere Zuziehung für uns unterhandelt und sich ergeben hatte, vereitelte unser Vorhaben. Ehe wir es uns versahen, hatten die Kosaken die Hütte umzingelt, und mit vorgehaltener Pike zur Türe hereintretend, riefen sie uns zu: Stupai na ulize Franzuski Sabak (geh' auf die Straße, französischer Hund).

Hier muß ich die Bemerkung einschalten, daß, nach der Erzählung der an diesem Ort aus Entkräftung zurückgebliebenen Individuen, Napoleon erst vier Stunden vor meiner Ankunft von Smorgonie abgereist war, und der Armee von dort an eine andere Richtung angewiesen hatte, was denn auch wohl die Ursache gewesen sein mag, daß in Smorgonie und seiner Umgebung über 3000 Gefangene gemacht wurden.

Das Los der Gefangenschaft war also über uns geworfen. Es mochte etwa 10 oder 11 Uhr vormittags sein, ich hatte, wie oben bemerkt, mit der größten Anstrengung meiner zerrütteten Körperkräfte schon einen Marsch von sechs Stunden gemacht. Man denke sich also meine Entkräftung, meine an Verzweiflung grenzende Gemütsstimmung!

In diesem Zustande nun ward ich nebst meinen Mitgefangenen auf die Straße geführt. Einer nach dem andern wurde unter fortdauernden körperlichen Mißhandlungen visitiert, und dann in dem Grade aus*geplündert*, daß der größere Teil kaum die notwendigste

Bedeckung des Körpers rettete. Jede Kleinigkeit erregte die Habgier, die sich sogar von dem Glanz der Metallknöpfe an den Unterbeinkleidern angezogen fühlte, welche wahrscheinlich für edleres Metall gehalten wurden.

Anfänglich hatte ich das beneidenswerte Glück, nicht allein meine Uniform, sondern auch meinen halbverbrannten Oberrock und meinen Hut zu retten, der jedoch seiner Garnitur beraubt, in einem schlechten Zustande war. Indessen glaube man nicht, daß mir das Mitleid der Kosaken diese kleinen Habseligkeiten gelassen hätte. Es war bloß Folge des Umstandes, daß sie die auszuplündernde Mannschaft nicht gleich genau übersehen konnten, und ich einer der letzten war, den die Reihe des Visitierens traf. Als aber nun eine zweite Untersuchung vorgenommen wurde, fiel mir ein desto schlimmeres Los.

Ich stand nämlich nicht weit von einem zugefrornen Brunnen. Während nun die Plünderung der übrigen vor sich ging, suchte ich meine Epaulettes, die einzigen Zeichen meines Offizierstandes, die ich noch an mir trug, wenigstens einstweilen den Blicken der Raubsucht zu entziehen, in der Hoffnung, Gelegenheit zu finden, sie in einem günstigen Momente wieder holen zu können. Ich warf daher eine derselben in den erwähnten Brunnen; unglücklicherweise bemerkte dies einer der Kosaken, und rannte wutentbrannt, mit eingelegter Lanze auf mich los; ein zweiter, der seinen Mut ebenfalls an mir fühlen wollte, brachte mir einen schmerzlichen Schlag mit seiner Lanze bei, wodurch er aber zugleich die Lanze seines Kameraden, auf welche die seinige gleichzeitig mit Heftigkeit fiel, in demselben Augenblick zerbrach, wo der erst erwähnte Kosak im Begriff war, mich niederzustechen. Diese unwillkürliche Lebensrettung war aber teuer erkauft, denn die Wut des Kosaken, dem die Lanze auf die

erzählte Weise war zerbrochen worden, stieg auf das höchste, und er ließ sie auf eine Art gegen mich aus, die über oder unter aller Beschreibung ist. Die unmenschlichsten Schläge, denen ich nichts entgegensetzen konnte als ohnmächtige Verwünschungen, fielen schonungslos auf meinen von Frost, Hunger und Müdigkeit entkräfteten Körper, der auf dem Eise niedergekauert, der Willkür dieser Scheusale preisgegeben war. Vergebens flehte ich um den Tod, ich sollte leben, um gräßlicheren Leiden aufbewahrt zu werden.

Man wird mir vorwerfen, ich habe unbesonnen gehandelt, daß ich der feindlichen Habsucht in solchem Augenblick einen Gegenstand entziehen wollte, der doch für sie den höchsten Wert haben mußte. Allein es waren die letzten Insignien der Ehre, die ich noch hatte, und die ich um jeden Preis zu retten suchte. Lächle darüber, wer kann!

Daß mir übrigens unter den besagten Umständen noch das Leben blieb, war ein wahres Wunder, da gleich bei dem Anfange der Plünderung, trotz dem gegebenen Pardon, viele meiner Mitgefangenen ohne den mindesten Anlaß niedergestochen wurden.

Nachdem nun endlich die Raubsucht befriedigt schien, wurden wir sämtlich unserm Schicksal unter freiem Himmel bei 27 Grad Kälte überlassen. So irrten wir verstoßen, halb nackt, ohne Obdach, ohne die mindeste Aussicht auf irgendeine leidliche Unterkunft auf der unabsehbaren Schnee- und Eisfläche einzeln umher. Hier war es, wo ich in gleichem Zustande einen Leutnant vom bergischen zweiten Regiment Napoleon, namens Braun[15], antraf, mit welchem ich gemeinschaftlich eine Zuflucht bei einem allmählich verglimmenden Biwakfeuer suchte, das wahrscheinlich den in der Nacht vorher dort gelagerten Russen gedient hatte. Wurmartig gekrümmt

lagerten wir um die erlöschenden Kohlen in dumpfer Trostlosigkeit da, als uns plötzlich eine donnernde Stimme zu neuen Qualen aufzuschrecken schien. Aber wie angenehm fanden wir uns überrascht, als wir vaterländische Laute, doch nur gebrochen, aus dem Munde eines Kosaken-Stabsoffiziers vernahmen. Er näherte sich uns auf eine Weise, die Teilnahme mit unserer Lage verriet, und fragte mich, wielange Napoleon Smorgonie verlassen habe? Auf meine Antwort, daß dies etwa vier bis fünf Stunden sein möchten, fragte er nach meinem Vaterlande, worauf ich ihm dann sagte, ich sei ein Deutscher, ein Hesse, unweit Frankfurt am Main. Ich bezeichnete absichtlich diese Stadt, weil sie den Russen beinahe allgemein bekannt war. Nachdem ich ihm noch einige unbedeutende Fragen beantwortet hatte, bat ich ihn, sich unserer anzunehmen und Sorge zu tragen für Obdach und menschliche Behandlung. Er gab hierauf einem Kosaken den Befehl, uns in eine Judenwohnung zu bringen, bedauerte aber, uns kein besseres Los bereiten zu können, indem er offen erklärte, er zweifle sehr, daß nach seiner Entfernung der Jude sich an den Befehl, uns eine Aufnahme zu gestatten, binden werde. Dieser Zweifel war leider nur zu gegründet. Wir blieben nur solange unangefochten, bis wir den Kosaken, der uns in die Hütte brachte, aus dem Gesichte verloren hatten. Kaum waren wir bei dem Juden allein, als er seine Anrede an uns mit der ominösen Frage eröffnete, „hat der Franzus auch Geld, hat er Silber, hat er Gold?" Unser elendes Aussehen konnte wohl zu keinen derartigen Erwartungen berechtigen, und dennoch wurden wir von diesem Ungeheuer unter den empörendsten Mißhandlungen, denen wir bei dem gänzlichen Dahinschwinden aller Kräfte nicht den mindesten Widerstand entgegensetzen konnten, bis auf den bloßen Leib durch-

sucht; und als die Habsucht hier ihre Befriedigung nicht fand, wurden wir neuen Infamien von russischen Nachzüglern preisgegeben, die der Jude absichtlich in die Hütte rief, um uns zu mißhandeln. Unter diesen zeichneten sich besonders drei aus, die unter immerwährenden Schlägen mich nun noch der letzten Kleidungsstücke berauben wollten, welche die Plünderungssucht ihrer Vorgänger mir noch übriggelassen hatte. Mein Oberrock, meine Uniform war mir bereits genommen, ich trug nichts mehr am Leib als ein Paar schlechte blaue Hosen, Unterhosen, ein Hemd und eine seidene Halsbinde. Nicht zufrieden, mich bis auf das Hemd ausgezogen zu haben, wollten sie sich auch noch des letzteren bemächtigen, das seines schmutzigen, ekelhaften Zustandes wegen unmöglich Wert für sie haben konnte, und sie daher hierdurch bloß einen Akt schändlicher Barbarei an mir zu verüben suchten.

Schon sah ich und mein armer Unglücksgefährte dem schrecklichen Schicksal entgegen, nackend in die bis zu den höchsten Graden gesteigerte Kälte hinausgestoßen zu werden, als uns ein neuer Schutzengel in einem jungen achtzehn- bis neunzehnjährigen russischen Offizier erschien, der einem Infanterieregimente angehörte, das kurz vorher durchmarschiert war. Wie vom Schlage gerührt standen die Räuber, als die heilbringende Klinge des über die an uns verübte Unmenschlichkeit entrüsteten braven Jünglings sich zu unserem Schutz in die schnellste Bewegung setzte, und mit den kräftigsten Hieben das Vergeltungsrecht in so überschwenglichem Maße ausübte, daß die Elenden zitternd und flehend ihm zu Füßen fielen, und dann mit Zurücklassung ihres Raubes die Mördergrube des Juden verließen.

Mit freundlichen tröstenden Worten und jenem Blicke *der Rührung*, der in solchem Augenblick das Herz auf

unaussprechliche Weise ergreift, redete der wackere junge Mann uns an, fragte nach unsern Verhältnissen und fiel uns auf die erhaltene Antwort, trotz unseres wirklich ekelerregenden Ansehens, mit jugendlicher Hingebung um den Hals, küßte und drückte uns und bezeugte sein innigstes Bedauern mit unserem kläglichen Zustande. Aber leider war die Rettung, die wir der Teilnahme dieses gefühlvollen Mannes verdankten, nur momentan. Der Offizier mußte seinem Regimente nacheilen, und alles, was er für uns tun konnte, war, daß er dem Juden auf das strengste einschärfte, sich aller Mißhandlung gegen uns zu enthalten, und uns Obdach zu gewähren, bis die Militärbehörden über uns verfügt hätten.

Kaum hatte sich jedoch der Offizier entfernt, so brach der Grimm des Juden in erhöhterem Grade aus. Vorüberziehende russische Marodeurs wurden in die Hütte gerufen und angereizt, uns aufs neue zu mißhandeln. So gerieten wir dann in die Hände anderer Ungeheuer, die, nachdem sie uns unserer Kleidung bis auf das Hemd beraubt und auf das unmenschlichste geschlagen hatten, uns, um ihrer Barbarei und unserem Elend das Siegel aufzudrücken, vor die Türe warfen.

In diesem Zustande irrten wir unter dem furchtbaren Winterhimmel Rußlands, auf den eis- und schneebedeckten Feldern umher, schleppten uns von einem verglimmenden Feuer zum andern, um die spärlichen Brotstückchen zu sammeln, welche den biwakierenden Russen entfallen waren, oder wenn wir nichts Derartiges mehr fanden, unsere Nahrung an krepierten Pferden zu suchen, an denen wir gleich wilden Tieren nagend uns hinlagerten. Unsere Blöße gegen die Kälte nur einigermaßen zu decken, krochen wir an den Leichnamen der Gebliebenen umher, und umhüllten mit den wenigen Lappen, welche die Raubsucht ihnen gelassen hatte, unsere

Körper. Achtundvierzig Stunden dauerte dieses schreckliche Elend, bis ein russischer Unteroffizier, beordert, die zerstreuten Gefangenen zusammenzutreiben, auch uns auffand, und in Smorgonie unter Obdach brachte.

Doch welche gräßliche Unterkunft ward uns hier! In einer elenden Hütte trafen wir 60 Offiziere, von den verschiedensten Nationen, eingesperrt an. Kein Feuer erwärmte uns, kein Licht leuchtete die langen qualvollen Abende hindurch, keine Nahrung ward den Unglücklichen, die hier weilten. Die Nächte waren schauerlich, der enge Raum faßte nur mit Mühe alle, die ihr Mißgeschick hierhergeführt hatte; man lag äußerst gedrängt. Ich war neben meinem Leidensgefährten Braun unter einer Bank gelagert, glücklicherweise nicht weit von der Eingangstüre, bei deren Öffnung uns etwas frische Luft zuströmte; eine wahre Wohltat an diesem mit verpesteten Dünsten angefüllten Orte. Keine Feder vermag den Jammer zu schildern, der hier herrschte. Einige rangen mit dem Tode, andere wimmerten unter unsäglichen Schmerzen, die Glücklichsten hatten geendet. Ein westfälischer Offizier, ich glaube aus Kassel, lag ohne Hände da, sie waren ihm abgefroren; zwei Tage nachher verlor er auch seine Füße; nach achtundvierzigstündiger Höllenqual starb er. Viele hatten noch die Kraft, sich ihrer Notdurft außerhalb dieses Lokals zu entledigen; allein bei dem Durchdringen zur Türe konnte das Anstoßen oder Treten der Verwundeten nicht vermieden werden, und grausenhaft waren dann die Schwüre und Verwünschungen, welche der Schmerz erpreßte. Man denke sich hierzu das dichte Dunkel der Nacht, die Kälte, welche die Glieder in dem unerwärmten Gemache durchdrang, und den Hunger, der in den Eingeweiden nagte. In der ersten Nacht, die wir hier zubrachten, hatten wir *acht Leichen,* die am andern Morgen hinausgetragen

wurden. Mit schwacher, hinsterbender Stimme hörte man hie und da die Frage: Lebst du noch? Sie war jedoch selten, denn das Leben an sich hatte sein Interesse verloren. Die Entfernung aus diesem Aufenthalte der Qual war bei Todesstrafe verboten und dadurch sogar das ärmliche Mittel benommen, von den Kadavern der auf der Landstraße befindlichen Pferde den Hunger zu stillen. Eine zwecklose Grausamkeit, indem der Austritt in das Freie uns doch zu keiner Flucht dienen konnte; denn wohin fliehen auf dem endlosen Eisgefilde, mit Körpern, der Auflösung nahe?

In dieser martervollen Lage überraschte uns plötzlich das Gerücht, ein russischer General, der ein geborener Deutscher sei, wäre in Smorgonie angekommen und würde dort übernachten. Die deutschen Offiziere unter uns glaubten sich schon erlöst, und Braun und ich faßten den Entschluß, mit Beseitigung aller Furcht vor der Gefahr, unsern Kerker zu verlassen, zu dem General zu gehen, ihm unsere Leiden zu klagen, und im Namen des gemeinsamen Vaterlandes Schutz nicht nur für uns und unsere Landsleute, sondern für alle unsere Mitgefangenen überhaupt zu begehren. Daß es möglich wäre, unter solchen Umständen eine Fehlbitte tun zu können, fiel weder mir, noch selbst dem Hoffnungslosesten unserer Leidensgenossen ein.

Unser gewagtes Unternehmen kam uns gleich anfangs teuer zu stehen. Kaum waren wir dreißig Schritte von der Hütte entfernt, die uns gefangen hielt, so wurden wir von einem Juden und einem Kosaken ergriffen und unter Peitschenhieben in die Wohnung des ersteren geschleppt. Mein ganzer Anzug bestand in einem Paar hellblauen, schlechten Beinkleidern, die ich einem an der Straße gelegenen Leichname ausgezogen hatte, einer alten, zerrissenen Pferdedecke, einer schmutzbedeckten,

alten Samtkappe, wie sie die polnischen Juden zu tragen pflegen und einem Paar alten Lapken (eine von Bast geflochtene Fußbekleidung der polnischen und russischen Bauern). Diese Gegenstände hatte ich an der Landstraße, zerstreut mitten unter Leichen und gefallenen Pferden, aufgehoben und mich damit bedeckt. Braun hatte sich ein Paar alte, graue Hosen, ein altes, weißes Tuchkamisol und zerrissene Stiefel auf dieselbe Weise verschafft. In diesem Aufzuge betraten wir die Schwelle der Judenhütte. Hier wurden wir auf die Erde geworfen und unter fortdauernden, barbarischen Mißhandlungen der elenden Bedeckung beraubt, die uns der Zufall zugeführt hatte. Von allem entblößt, glaubte ich jetzt den Plünderungsakt beendigt, als der Basiliskenblick des Juden unglücklicherweise auf meine Kappe fiel. Nun brach seine Wut im höchsten Grade gegen mich aus, und mit den Worten: „Spitzbube, das ist eine Kappe von unsern Leuten!" gab er mir Faustschläge ins Gesicht; kurz, mißhandelte mich auf eine solche Weise, deren Beschreibung man mir gerne erlassen wird. Ich ließ ihm den ekelhaften Kopfputz und eilte mit Braun davon.

Ich sage nichts über die Verzweiflung, die unser Inneres ergriffen hatte; wohl denkt sie sich jeder von selbst. Wir waren nun wieder fast ohne alle Bekleidung; wie konnten wir uns in diesem Zustande weiter begeben, und auf solche Weise vor dem General erscheinen? Indessen unser Mut wurde nach einigem Nachsinnen wieder rege, und der Entschluß stand fest: Trotz aller Hindernisse unser Vorhaben auszuführen. Wir hatten erfahren, daß der General auf einem Edelhofe in der Nachbarschaft von Smorgonie logiere; dahin begaben wir uns.

Bemerken muß ich hier, daß der Eigentümer des

Gutes der polnische Graf Herr von Przerdziecki war. Ich war bei diesem Grafen auf meiner Durchreise zur Armee einquartiert und dort äußerst freundschaftlich aufgenommen worden. Gewiß hätte ich bei ihm Empfehlung für mein Anliegen bei dem General gefunden, wenn ich mich hätte überwinden können, mich in solchem Aufzuge bei der Familie einführen zu lassen. Und wie konnte ich auch denken, daß ein unglücklicher Deutscher bei dem Landsmanne noch einer fremden Interzession bedürfe, um Linderung für sein Mißgeschick zu finden? Der Zufall wollte, daß derselbe Graf, als Verbannter aus seinem Vaterlande, durch Worms passierte, wie mir polnische Offiziere, die ich hier antraf, leider erst einige Tage nach seiner Durchreise, erzählten.

Doch ich kehre zu meiner Erzählung zurück. Bei dem Eingange in den Edelhof stießen wir auf eine Kosakenwache, die uns mit Blicken musterte, welche die Erneuerung der früher erduldeten Mißhandlungen befürchten ließen. Aber einige in der Nähe befindliche Offiziere setzten dem Ausbruche der nur mühsam verhaltenen Wut glücklich ein Hindernis entgegen, und so blieb es bei dem rauh ausgesprochenen Wort: Stoi Franzuski! (Stehe, Franzos!) Einer der Offiziere fragte uns in deutscher Sprache nach unserm Begehren. Auf die Antwort, daß wir deutsche Offiziere seien und den General zu sprechen wünschten, wurden wir in den Hof gelassen, der das Quartier umgab, welches der General innehatte. Hier harrten wir unsers Schicksals. Nach etwa viertelstündigem Warten ward uns der Bescheid: Der General könne uns nicht sprechen. Dieses schreckliche Wort brach den Stab über alle unsere Hoffnungen. Wir ließen unseren Gefühlen freien Lauf, brachen in die furchtbarsten Verwünschungen aus und forderten die russischen Offiziere im Namen der Menschlichkeit auf,

uns niederstechen oder totschießen zu lassen. Unser Unglück schien sie zu ergreifen, und einer von ihnen, den unser Schicksal am meisten rührte, suchte uns zu beruhigen und machte den Versuch, den General zu erweichen. Dieser erschien endlich selbst. Mit der Frage: was wollt ihr? wurden wir empfangen. „Wir sind deutsche Offiziere, die Eure Exzellenz um Schutz bitten", war die Antwort. Warum seid ihr nach Rußland gegangen, warum waret ihr dem Räuber Napoleon ergeben? ward uns entgegnet.

Wenn ein Halbwilder von den Ufern der Wolga oder des Dons die Gewalt, die der Augenblick ihm über mich einräumte, tierisch mißbrauchte, und ich sein Herz für meine Leiden verschlossen fand, so wußte ich mir zu sagen, daß ich dies der ungezähmten Tigernatur beizumessen hatte, die den Feind nur zu zerfleischen gewohnt ist. Aber wenn ein Führer aus den höchsten Klassen, von dem ich Bildung zu fordern berechtigt bin, die Gemeinheit der Untergebenen teilt, und dem Unglück, das mit Vertrauen sich ihm naht, um seine Menschlichkeit in Anspruch zu nehmen, statt des erbetenen Schutzes Worte des Hohns und des Vorwurfs entgegensetzt, wenn gar ein Deutscher den hilfeflehenden Deutschen fern vom Heimatlande im unverdienten Mißgeschicke auf solche Weise zurückstößt, dann freilich muß der Glaube an die Menschheit wankend werden.

Dies wurde er auch in jenem Augenblicke in mir; aber das Gefühl der erlittenen Kränkung hob meine letzte Kraft, meinen letzten Stolz. Ein Bettler, ein ausgehungertes, halbnacktes Skelett, stand ich der wohlgenährten, reichdekorierten Exzellenz gegenüber und sagte: Daß wir eine solche Antwort weder erwartet, noch verdient hätten, daß es ebenso in unserer Pflicht gegen *st und Vaterland* gelegen habe, den angewiesenen

Fahnen zu folgen, als Seine Exzellenz die Pflicht gegen ihren Kaiser erfüllen würde, wenn sie jetzt mit ihm nach Deutschland zögen. Entrüstet über diese Antwort, die er, aus dem Munde eines Unglücklichen gesprochen, hätte ehren sollen, gab er die Weisung, uns zu entfernen, indem er uns nicht helfen könne. Da forderte ich ihn noch einmal auf, uns nach den in der ganzen zivilisierten Welt herrschenden Kriegsgesetzen zu behandeln und in Schutz zu nehmen oder unsere Leiden durch den Tod zu enden.

Er ging und ließ uns fünfundzwanzig Papierrubel zustellen. Etwa sechzig Schritte von dem Quartiere dieses Menschenfeindes wurden sie uns unter den schrecklichsten Mißhandlungen wieder abgenommen!

Während ich an der Schilderung meiner Leiden arbeitete, hat auch er geendet. Eine Kugel, aus verborgenem Hinterhalte abgefeuert, gab ihm in den Mauern von Warschau den Tod.[16]

Unverrichteter Sache kehrten wir nun in die Hütte zurück, die wir mit so schönen Hoffnungen verlassen hatten. Unsere Nachricht verbreitete die größte Bestürzung unter den Gefangenen, denn von wem sollte man Hilfe erwarten, wenn sogar das Herz des Landsmannes sich dem Flehen der Notleidenden verschloß und sie kalt ihrem finstern Geschick überließ?

Unter allen den Leiden aber, die wie eine Zentnerlast auf uns lagen, war keines drückender als der Mangel an allen Lebensmitteln. Wir waren jetzt drei Tage an diesem Orte, ohne daß man nur die mindeste Miene gemacht hätte, uns einige Nahrung zu reichen. Wir schienen bloß hier zu sein, um zu sterben; denn unsere Kerkermeister zeigten sich nur, um die Leichen abzuholen; die Lebenden waren ihnen gleichgültig.

Wer sich also unter diesen Umständen nicht selbst zu helfen suchte, war unwiederbringlich verloren. Wer

auch diese Selbsthilfe, die man doch nur außerhalb anwenden konnte, war mit Lebensgefahr verbunden oder wenigstens mit der Gefahr, sich Mißhandlungen aller Art auszusetzen, die, wie mein oben erzähltes Beispiel lehrt, bei jeder Entfernung aus der Hütte zu befürchten war.

Indessen überwog das Bedürfnis der Nahrung in mir zweimal jede Bedenklichkeit. In einer Nacht nämlich wagte ich einen Ausflug auf die Landstraße und war glücklich genug, eine von Würmern bereits angenagte Pferdezunge zu finden, die ich als köstliche Beute in meinen Kerker brachte, aber leider auch nicht ohne Opfer; denn ehe ich den Jammerort wieder erreichte, fiel ich russischen Marodeurs in die Hände, die mich bloß aus boshaftem Mutwillen (denn ihrer Habsucht bot ja mein elender Aufzug nichts mehr dar) so furchtbar zerschlugen, daß ich bewußtlos niedersank, und als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, nur halb kriechend in die Hütte gelangen konnte.

Zwei Tage nährten wir uns, Braun und ich, dürftig genug, von dieser ekelhaften Kost. Am Abende des fünften Tages unserer Einkerkerung faßten wir den Entschluß, gemeinschaftlich auf Herbeischaffung von Lebensmitteln auszugehen. Wir hatten uns vorgenommen, das Eigentum der Menschen, unter die uns das Schicksal verstoßen hatte, und die uns, wie es schien, absichtlich dem Hungertode ohne Erbarmen preisgeben wollten, nicht zu achten; kurz, zu nehmen, was und wo wir es fänden. Wir warteten nun die späte Nacht ab und gingen dann, hungernden Wölfen gleich, auf Raub aus. Ein Keller in der Nähe einer Bauernwohnung zog uns an, wir witterten Beute; leicht war die schlecht verwahrte Türe geöffnet, eine zerbrechliche Leiter führte uns abwärts in das Innere der Grube. Hier fühlten wir

nun mit den Händen umher in stockfinsterer Nacht, bis wir endlich, welch glücklicher Fund, ein Stück Fleisch ergriffen und unweit davon auf ein Faß mit roten Rüben stießen, die mit einer Eisrinde überzogen waren, welche wir durchbrachen. Wir beluden uns nun mit Vorräten und kamen ohne irgendein Abenteuer glücklich in unsern Kerker, wo wir die Freude hatten, außer uns auch manchem unserer schmachtenden Mitgefangenen mit dem Ertrage unseres leichtverzeihlichen Raubes zu erquicken.

Dem dringendsten Bedürfnisse war auf einige Tage zwar kümmerlich abgeholfen, aber die Sorge für die Zukunft konnte dadurch natürlich nicht gehoben werden. Am achten Tage unseres Aufenthalts endlich, als der Mangel wieder anfing einzureißen, schien sich eine bessere Aussicht darzubieten. Morgens gegen zehn Uhr trat ein russischer Unteroffizier mit den Worten herein: Sind Franzosen hier? Die Frage verbreitete anfangs Schrecken; denn nur an Mißhandlungen gewöhnt, fürchteten wir die Erneuerung der alten Greuelszenen. Doch diesmal irrten wir. Auf unsere bejahende Antwort sagte der Unteroffizier mit einer Miene, die Gutes verhieß: Ich werde gleich wieder hier sein. Etwa eine halbe Stunde später erschien er mit einem russischen Kapitän, der einen Krug Branntwein und ein halbes Brot unter uns verteilen ließ. Er begleitete diese erste Labung, die wir aus der Hand des Feindes erhielten, mit freundlichen, beruhigenden Worten. Freilich war die Gabe nur spärlich, der Branntwein wurde in Löffeln gereicht, das Brot in kleinen Stücken abgemessen, und freilich war es nur die allergemeinste Nahrung, die im deutschen Vaterlande nicht einmal dem Bettler abgeht. Aber wir waren weniger als dies, wir waren von den Menschen verstoßene, im Auge des dortigen Volkes und leider auch in jenen Augenblicken, wo Verzweiflung uns anwandelte,

selbst in dem unsrigen, von Gott verlassene Wesen; uns mußte nach der furchtbar langen Entbehrung die dargereichte Gabe, war sie auch noch so gering, als eine Götterkost erscheinen. Die menschliche Behandlung des wackern Kapitäns und sein Bedauern, nicht mehr geben zu können, da der Bedürftigen viele seien, waren lauter ungewohnte Erscheinungen, liebliche Sternbilder, die in das Dunkel unseres grenzenlosen Mißgeschickes hineinlächelten. Ich erinnere mich keines Momentes in unserm Leben, wo menschliche Hilfe so unerwartet erschien und tiefern und dauerndern Eindruck gemacht hätte als hier. Wir überhäuften den Spender der kleinen Labung mit Danksagungen und Segenswünschen, die wir in unserer, durch den plötzlichen Übergang vom größten Elende zur schönsten Hoffnung exaltierten Stimmung auf seine späteste Nachkommenschaft übertrugen. So ist der Mensch; wer nie in solcher Lage war, wird in dieser Schilderung vielleicht Übertreibung finden, aber er irrt. Tausende von Zeugen leben wohl noch, die, wo nicht in dem Grade, doch ähnliches litten; sie mögen reden.

Der ganze folgende Tag ging uns unter mancherlei Vermutungen, Ahndungen und Hoffnungen vorüber. Endlich, am neunten morgens in aller Früh ward uns Erlösung aus diesem Schauplatz unsäglicher Qual. Gleich einer Herde, die man zur Weide treibt, wurden wir vor die Wohnung eines noch nicht sehr bejahrten Offiziers geführt, wo der Sammelplatz aller dortigen Gefangenen zu sein schien. Hier wurden wir gemustert, jeder nach seinem Namen, Stand, Vaterland usw. befragt. Als die Reihe an mich kam, und ich die mir vorgelegten Fragen beantwortet hatte, erzeigte mir der russische Offizier eine besondere Aufmerksamkeit; er reichte mir ein Glas Branntwein und etwas Brot und gebot mir, in seiner Nähe zu bleiben. Welchem Umstande ich diese

Auszeichnung verdankte, habe ich nie erfahren können. Aber welches Gefühl ward in mir rege, als ich, unter den Gefangenen mich umsehend, ganz unerwartet mehrere Offiziere, teils von dem Regiment, teils von dem Korps, dem ich angehörte, gewahr ward. Drei davon waren die Gebrüder Siebert[17], wovon der eine bei meinem Regimente, der andere beim Garderegimente und der dritte bei dem Generalstab attachiert war; der vierte war Leutnant Hallwachs[18], dessen älterer Bruder in der Schlacht bei Krasnoi die Fersen verloren hatte und an der Folge dieser Wunden gestorben war. Unser Zusammentreffen unter solchen Umständen hatte etwas unbeschreiblich Schreckliches. Jeder sah in dem andern ein Bild des unverkennbarsten Elends, las in den entstellten Gesichtszügen den Kummer, den vergangene Leiden dem Gemüte tief eingeprägt hatten, und den die Besorgnis einer nicht weniger qualvollen Zukunft mit jedem neuen Morgen weckte. Bei meinem Anblick riefen mich alle vier um Hilfe an, deren sie aber auch in der Tat bedürftig waren, denn sie wankten nur noch gleich wandelnden Leichen einher. Ich bat den Offizier, der, wie ich oben erzählte, sich mir besonders ergeben gezeigt hatte, auf das dringendste um eine schnelle Unterkunft für meine unglücklichen Freunde, und brachte es auch endlich dahin, daß er sie in ein Spital anwies. Gleich darauf erschien ein neues Bild des Jammers; es war der Feldwebel Kämmerer von der Kompagnie, bei der ich Leutnant war, ein verdienter, braver Mann, dessen trauriger Zustand aber wenig Hoffnung zum Leben übrigließ. Auch für diesen verwendete ich mich mit aller nur möglichen Wärme und gab ihn, weil dies das einzige Rettungsmittel war, für einen Offizier meines Regiments aus. Es gelang mir, den russischen Offizier für ihn zu interessieren, der ihm freundlich einen Schnaps

reichen und den armen, der Verzweiflung nahen Mann ins Spital bringen ließ.

Mein Herz schlug hoch vor Freude, daß es mir gelungen war, meinen geliebten Waffenbrüdern ein Asyl in ihrem Elende verschafft zu haben. Aber ach, wie konnte ich hier auf Menschlichkeit bauen, wo alles nur Haß und Rache atmete! In der Folge wird man sehen, wie sehr ich mich getäuscht hatte.

Wir wurden nach vollendeter Musterung in einzelne Abteilungen gesondert, um in das Innere von Rußland abgeführt zu werden. Die erste, angeblich aus lauter Offizieren bestehende Abteilung enthielt etwa fünfzig Mann; unter diesen waren freilich manche, die sich bloß für Offiziere ausgaben, weil sie sich dadurch ein besseres Los zu bereiten suchten. Bei dieser ersten Abteilung befand sich der russische Offizier, dessen ich früher erwähnte, und der den ganzen Transport kommandierte. Mein Leidensgefährte Braun, mit dem ich in einer der schrecklichsten Lagen meines Lebens zuerst zusammentraf und auf dem Eisfelde den warmen Freundesbund für die ganze düstere Zukunft geschlossen hatte, mit dem ich mich so durch gleiches Schicksal und gleiches Gefühl verbunden fand, war und blieb mein unzertrennlicher Genosse. Noch vor meiner Abreise erkundigte ich mich nach einigen Bekannten, von denen ich vermutete, daß sie das Los der Gefangenschaft mit mir teilten, und denen ich vielleicht hätte von einigem Nutzen sein können; allein ich konnte nichts Näheres in Erfahrung bringen, nur die traurige Gewißheit ward mir, daß der Oberarzt Hofmann[19], der meinem Regimente angehörte, kurz vorher in Smorgonie gestorben sei. Von den Offizieren unseres Trupps, denen ich die Aufnahme in das Spital bewirkt hatte, fand ich noch einige Minuten Zeit, den herzlichsten Abschied zu nehmen.

Zweites Kapitel.

Transport von Smorgonie nach Minsk. — Dortiger Aufenthalt.

Unser Transport setzte sich jetzt in Bewegung; aber kaum zwei Werste von Smorgonie entfernt, bot sich mir eine neue Schreckensszene dar. Ich hörte nämlich in der Ferne meinen Namen mit ängstlicher Stimme wiederholt rufen, konnte jedoch der Anstrengung meines Auges unerachtet die Person des Rufenden nicht erkennen; ich bat daher den Kommandanten des Transports, mir einen vertrauten Soldaten zu geben, der mich zurückbegleiten sollte; denn allein zu gehen durfte man nicht wagen, weil die Gefangenen, welche zurückblieben, ohne weiters von den eskortierenden Soldaten mit dem Bajonett niedergestochen wurden. Der Offizier hatte die Gefälligkeit, mir sogar einen Schlitten mitzugeben, damit ich den, der meine Hilfe in Anspruch genommen, desto leichter fortbringen könne. Ich eilte nun der Gegend zu, wo der Ruf herkam, und erkannte bald meinen Hallwachs; derselbe, dem ich, wie oben erzählt, eine Unterkunft im Spital erwirkt zu haben glaubte. Er war im bedauerungswürdigsten Zustande; ich traf ihn beinahe ohne alle Bekleidung, barfuß und mit erfrorenen Füßen an. Mit Hilfe des russischen Soldaten, der mir zur Begleitung gegeben war, lud ich ihn auf den Schlitten, bedeckte seine Füße mit Lumpen, die ich den auf der Straße liegenden Leichen entriß, und brachte ihn so glücklich zu unserem Transporte.

Er erzählte mir, er sei zwar in das Spital gekommen, aber von einem russischen Stabsoffizier mit Peitschenhieben so unmenschlich behandelt worden, daß er sich genötigt gesehen, mit Aufbietung seiner letzten Kraft die Flucht zu ergreifen und uns nachzueilen. Auf diese

schändliche Weise wurden, wie es sich in der Folge ergab, alle übrigen, die Schwäche und Krankheit nötigte, im Spital eine Zuflucht zu suchen, mißhandelt. Viele gaben unter der Peitsche den Geist auf. Ein gleiches unglückliches Schicksal hatten die von mir für das Spital Empfohlenen, deren ich oben erwähnte; sie starben binnen den drei ersten Tagen ihres Aufenthalts daselbst, größtenteils an den Folgen jener barbarischen Behandlung.

Bei fortdauernder 27gradiger Kälte zogen wir nun in unserem ärmlichen Anzuge, der den Körper halb entblößt ließ, und durch die erduldeten Entbehrungen bis auf das äußerste entkräftet, unseres Weges dahin einem unbekannten Schicksale entgegen. Unser Zustand war von der Art, daß wir nur zwei bis drei Stunden täglich zurücklegen konnten. Schon am ersten Tage vermißten wir, als wir auf der Station ankamen, wo wir die Nacht über bleiben sollten, drei unserer Mitgefangenen; sie waren erfroren, verhungert, vielleicht auch niedergestoßen; kurz, sie kamen nie mehr zum Vorschein. In dem Dorfe, wo wir übernachteten, wurden wir ohne Zuziehung der Ortsbehörde, also militärisch, einquartiert.

Braun und ich waren unzertrennlich; durch meine Verwendung bei unserem Kommandanten brachte ich es denn auch dahin, daß uns der dritte Leidensgenosse in meinem Freund Hallwachs zugesellt war. Unser Quartier war ärmlich, die Bewirtung war es in noch höherem Grade; indessen war es seit dem Abmarsche von Moskau das erstemal, daß wir doch wenigstens ein Quartier bezogen, und unseren Wirt begrüßen konnten, der aber leider unserem drückenden Hunger nur eine elende Kost darbot. Es waren halbgar gekochte Bohnen ohne Fett und Salz, die uns gereicht wurden, und wozu man uns einen hölzernen Löffel gab, mit dem wir uns alle drei *behelfen mußten*. An Brot war nicht zu denken. Nach

eingenommenem Mahl, das wir Tieren gleich auf dem Boden genossen, brachten wir die Nacht auf demselben Lager zu. Den folgenden Tag, ohne das mindeste zum Frühstück erhalten zu haben, wurden wir aus unserem Quartier durch einen russischen Soldaten abberufen und auf den Sammelplatz beschieden, wohin ich meinen Freund Hallwachs führen mußte; dort erhielt er auf Befehl unseres Transportkommandanten einen Schlitten.

Wir traten nun auf das Wort Stupai! (Marsch!) unsere Reise an. Mich in der Gunst des Kommandanten zu erhalten, und dadurch nicht nur für mich, sondern auch wohltätig für meine Leidensgefährten zu wirken, suchte ich bei jedem Aufbruch ihm meinen Morgengruß zu bieten, der dann freundlich und, je nachdem er gelaunt war, mit einem Glas Schnaps erwidert ward. Der Umstand scheint unbedeutend, er ist es aber nicht, wenn man bedenkt, daß unsere ganze Labung die elende, überdem spärlich zugemessene Bohnenkost war, und ich daher eine Stärkung der Art unter den sonstigen gräßlichen Entbehrungen gewiß als mein einziges Erhaltungsmittel ansehen mußte. Die Gefälligkeit des Offiziers ging so weit, daß er öfters in mich drang, von einem Schlitten Gebrauch zu machen, die ich jedoch ablehnte, weil ich bei meiner schlechten Bekleidung, um nicht zu erfrieren, in fortdauernder Bewegung sein mußte; dagegen erbat ich mir aber die Erlaubnis, mit meinem Freunde Braun an der Spitze des Transports zu marschieren, was seinen guten Grund in dem Umstande hatte, daß die hinten Marschierenden den Mißhandlungen der transportierenden Soldaten auf jede beliebige Weise ausgesetzt waren.

So erreichten wir das zweite Nachtquartier, wo uns keine bessere Aufnahme als in dem ersten zuteil wurde. Beim Aufbruche fand ich meinen guten Hallwachs be-

deutend schwächer; um ihn vor Mißhandlungen zu schützen, setzte ich mich zu ihm in den Schlitten und brachte ihn so noch glücklich in die dritte Station. Auch hier ward uns dasselbe ärmliche Bohnengericht verabreicht wie in den vorigen Stationen, doch erhielten wir zum erstenmal in unserem Quartier etwas weniges Brot; unsere Lagerstätte blieb aber dieselbe, es war der bloße Stubenboden, zuweilen mit einigem Stroh bedeckt. Bemerken muß ich, daß wir bei jedem Aufbruch aus dem Nachtquartier von den Russen, die uns eskortierten, durchsucht wurden, was nie ganz ohne Exzesse abging. Als wir unser drittes Nachtquartier verließen, hatte ich das Unglück, meinen Freund Hallwachs zu verlieren. Schon saß er neben mir im Schlitten, ich hielt ihn im Arme, als plötzlich seine Glieder erstarrten und der Tod sein unverkennbares Siegel auf das leidende Angesicht drückte. Ich konnte der Leiche des Jugendfreundes keine Grabstätte bereiten, der Schnee nahm sie auf. Wir aber zogen weiter, im eignen Elende das fremde vergessend, den Toten, der dem Jammer entflohen war, gleich einem Günstlinge des Schicksals glücklich preisend.

Nach Verlauf einer Stunde erreichten wir die Wohnung eines Edelmanns, wo uns ein unverhoffter Genuß zuteil ward. Wir wurden nämlich förmlich von der Frau des Hauses zum Frühstücke eingeladen, welche Einladung wir aber erst nach mühsam erhaltener Erlaubnis unseres Kommandanten, der es sich indessen für seine Person recht bequem an der wohlbesetzten Tafel gemacht hatte, akzeptieren durften. Nun führte uns die mitleidige Frau, die unser schrecklicher Anblick bis zu Tränen gerührt hatte, in ihre Wohnung und reichte uns eigenhändig etwas Bier und Brot und zum Schlusse einige Gläser Rum.

Lange war es uns so wohl nicht geworden, und

im Vertrauen auf die Güte dieser Dame wagte ich es, sie um eine Halsbinde anzusprechen, denn was ich um den Hals trug, war ein vom Ungeziefer ganz zernagter Lämmerschwanz. Gerne gewährte sie die Bitte und gab mir eine Serviette, die den Hals freilich weit besser gegen die Kälte schützte, als eine einfache Binde; allein sie empfahl mir gleichzeitig, doch ja im Augenblicke nichts von der kleinen Gabe merken zu lassen, indem es strenge verboten sei, den Gefangenen irgendeine Unterstützung zu reichen, die Entdeckung für sie daher nur von der größten Unannehmlichkeit sein könnte. Diese Bemerkung machte es mir erklärbar, warum die polnischen Bauern, die zwar außerdem nicht sehr freigebig, aber doch sonst durchaus nicht feindselig gegen uns gesinnt waren, uns beinahe in allen Quartieren nichts als jene ekle Bohnenkost verabreichten und mit auffallender Härte jede andere Labung versagten. Man hatte es also recht absichtlich darauf angelegt, uns Mangel und Kälte in ihrer furchtbarsten Größe fühlen zu lassen; eine Bosheit, die auf ihre Urheber, um mich gelinde auszudrücken, eben kein ehrenvolles Licht wirft.

Nach eingenommenem Frühstücke zogen wir der vierten Station entgegen. Aber auch jenes Frühstück sollte uns auf schreckliche Weise verbittert werden. Dem Genuß der langentbehrten Labung, so mäßig er auch war, folgte bei vielen eine Erschlaffung, die einer Trunkenheit ähnlich war: letztere konnte es durchaus nicht sein, da die verteilte Portion Rum absichtlich unserem Zustande gemäß zugemessen wurde, und wie jeder, der an diesem verhängnisvollen Feldzuge teilnahm, weiß, daß man dort, ohne betäubt zu werden, Quantitäten Branntwein zu sich nehmen konnte, wie man sie im Vaterlande kaum an Wein vertragen kann.

Dem sei nun, wie ihm wolle, jener betäubende Zu-

stand hatte die unseligen Folgen, daß manche zurückblieben und von den eskortierenden Soldaten mit dem Bajonett durchbohrt wurden.

Auch mein treuer Schicksalsgenosse Braun war zurückgeblieben, befand sich in jener Betäubung, und stand auf dem Punkte, auf dieselbe Weise das Leben zu verlieren, als es der Zufall wollte, daß ich, der ich mit einem russischen Soldaten dem Trupp nachfolgte, gerade zur rechten Zeit erschien, den treuen Freund vom nahen Tode zu retten. Wie oft dankte er mir späterhin für jene Rettung, und wie unschätzbar die Erhaltung dieses Lebens mir besonders war, wird man in der Folge sehen.

Wir erreichten endlich unser viertes Nachtquartier, leider mit dem Verluste von vier unserer Unglücksgefährten, die ihr Leben auf die erwähnte Weise und unter manchen harten Mißhandlungen, die sich die russischen Soldaten bei jeder Gelegenheit erlaubten, verloren hatten. Auch in diesem Quartier ward uns dieselbe schändliche Bohnenkost, ohne Brot, ohne jede andere Labung; der harte Boden war unsere Lagerstätte.

Den folgenden Tag ging der Zug zu der fünften Station. Wir trafen in unserem Quartier den Wirt und seine Familie bei einem Gericht Sauerkraut und Fleisch auf dem Boden sitzend an. Man denke sich, welchen Eindruck dieser Anblick auf uns arme, ausgehungerte Geschöpfe machte, und wie sehnlich wir uns die Überreste des köstlichen Mahles wünschten. Aber vergebens, das gräßliche Bohnengericht kam wieder zum Vorschein. Wir hatten bei dem Mahle unseres Wirtes Brot bemerkt, konnte man es uns verargen, wenn die Begierde danach, durch die langen Entbehrungen auf das höchste gesteigert, in uns auf das lebhafteste rege wurde? Anfangs baten wir, als uns aber eine abschlägige Antwort ward, forderten wir mit dem ganzen

Nachdruck und mit einer Derbheit, die ihre Entschuldigung in unserem Bedürfnisse findet. Aber wie sehr fanden sich die Leute im Hause hierdurch gereizt; der Wirt und mehrere herbeigerufene Gehilfen überfielen uns und mißhandelten uns so, daß wir die Hütte in aller Eile verlassen mußten, und bei dem Transportkommandanten unsere Zuflucht suchten, der endlich Mitleiden mit unserem Appetit hatte, uns einiges Brot gab, und uns unter Begleitung eines Soldaten in unser Quartier zurückführen ließ, der uns mit dem beleidigten Wirt verständigen mußte.

Die sechste und siebente Station bot nichts als die Monotonie unserer alten Klagen dar. Kost und Lagerstätte waren dieselbe, Kälte und Hunger fortdauernd die Qualen, die auf jedem einzelnen von uns lasteten, die unsere Kräfte immer mehr untergruben und welchen manche unterlagen. Die achte Station hatte alle jene Übel mit ihren Vorgängern gemein, doch zeichnete sie sich durch eine kleine Episode aus, die, da meine Schilderungen jedes, auch das geringscheinendere Ereignis aufnehmen sollen, hier nicht übergangen werden darf. Wir lagen nämlich auf harter Lagerstätte ruhig in unserem Quartier, als im Dunkel der Mitternacht einige Klagetöne, die von dem oberen Teil des Ofens herrührten, die ermüdeten Schläfer weckten. Kurz darauf vernahmen wir das Geschrei eines kleinen Kindes. Bei näherer Nachfrage ergab es sich denn, daß die unsonoren Töne der erste Gruß eines Neugeborenen waren, mit welchen er die mütterliche Erde bewillkommte. Die junge Dame des bescheidenen Hauses hatte nämlich den obern Teil des Ofens zu ihrem Wochenbette erkoren, und wurde dort ihrer Bürde, ohne alle Beihilfe, glücklich entledigt.

Nachdem wir eine halbe Nacht auf dieser Station

schlaflos zugebracht hatten, brachen wir auf, und erreichten am Abende dieses Tages die letzte Station vor Minsk. Hier hatten wir die Unannehmlichkeit, auf einige dort einquartierte russische Soldaten zu stoßen, die es nicht unterlassen konnten, den unzähligemal an uns verübten Unfug auf die ihnen eigentümliche unmenschliche Weise zu erneuern und mit gewohnter Raubsucht uns sämtlich zu durchsuchen, was sie denn bis zum Ekel wiederholten, und uns dadurch die Ruhe raubten, deren wir doch nach allen den Anstrengungen und Entbehrungen so notwendig bedurften. Wir trösteten uns indessen mit den Erwartungen, die wir von Minsk hatten, wo wir das Ende unserer Leiden oder doch wenigstens eine bedeutende Milderung derselben hofften. Aber auch hier wieder Täuschung, furchtbare Täuschung!

Den folgenden Tag, nämlich den 24. Dezember, also am Vorabende vor Weihnachten, zogen wir in Minsk ein, aber unser Empfang war so schändlich, daß man ihn dem verworfensten Banditenkorps nicht schmachvoller hätte bereiten können.

Es war drei Uhr nachmittags; kaum hatten wir die ersten Häuser von Minsk erreicht, als man uns den raffiniertesten Bosheiten von Juden und sonstigem Gesindel preisgab. Mit Schlägen und Stößen von allen Seiten angefallen, wurden einzelne von uns festgehalten und ihnen Gassen- und Pferdekot gewaltsam mit den Worten in den Mund gesteckt: „Da hat der Herr Brud". Unter einem Hagel von Steinwürfen gelangten wir auf den Marktplatz, wo wir absichtlich zur Schau gestellt, in unserer armseligen Gestalt, gleich Wundertieren vom Pöbel begafft, verhöhnt und fortwährend körperlich mißhandelt wurden. Hierbei zeichnete sich besonders der dortige Judenplebs aus, der mit den verübten Gewalttätigkeiten noch gewinnsüchtige Absichten verband, indem

er trotz unseres ärmlichen Äußern noch verborgene Kostbarkeiten oder Geld bei uns versteckt wähnte, die uns hierdurch erpreßt werden sollten.

Am auffallendsten war mir, daß mit dem Einzuge in Minsk das Wohlwollen des Transportkommandanten, das ich bis zum letzten Augenblicke ununterbrochen genossen hatte, und das ich, wie man sich leicht denken kann, mir alle Mühe gab, zu behalten, ohne den entferntesten Anlaß von meiner Seite, plötzlich aufhörte. Er bekümmerte sich nichts mehr um mich, wandte seinen Blick von mir ab und blieb ruhiger Zuschauer aller der empörendsten Auftritte, die sich in seiner Gegenwart zutrugen. Diesem Beispiele folgte die ganze Eskorte; statt die Gefangenen, die doch ihrem Schutze anvertraut waren, wenigstens gegen solche unerhörte Anfälle zu sichern, überließ sie uns mit gleichgültiger Miene der Willkür des Pöbels. Ein Verfahren, das offenbar dartut, daß unsere Behandlung kein Werk des Zufalls, sondern berechnet war und mit andern Absichten in Verbindung stand. Man gab uns auf diese Weise preis, um uns für gewisse Vorschläge geschmeidiger zu machen und einem mit unserer Ehre unvereinbaren Ansinnen desto eher Eingang zu verschaffen, wie wir sogleich sehen werden.

Nachdem nun der Pöbel von Minsk seinen Mut nach Belieben an uns gekühlt hatte, wurden wir in einen dunklen Behälter geführt, der nebst einem kleinen Hofe den Umfang unseres Gefängnisses ausmachte. Unser Transport bestand noch aus siebenundzwanzig Mann, die in Minsk um fünfzehn Gefangene vermehrt wurden, welche gemeinschaftlich mit uns denselben Kerker bezogen.

Am dritten Tage unserer Einkerkerung, vormittags um elf Uhr, erschien ein Adjutant des Gouverneurs und forderte uns im Namen desselben in feierlicher

Anrede auf, in die Dienste Sr. Majestät des Kaisers von Rußland zu treten, wobei einem jeden Gradeserhöhung mit erhöhtem Solde und freier Equipierung versprochen wurde. Mehrere baten sich eine Stunde Bedenkzeit aus, die auch gewährt ward.

Unter den gefangenen deutschen Offizieren befanden sich Österreicher, Bayern, Württemberger, Westfalen, Hannoveraner, Badenser und ein Bergischer (mein Freund Braun). Von hessischen Offizieren befand sich in Minsk außer mir, damals wenigstens, niemand. Die übrigen waren Franzosen, Holländer, Polen und ein Spanier. Letzterer erhielt jedoch durch Begünstigung des Gouverneurs sogleich seine Freiheit.

Die für unsere Erklärung festgesetzte Frist war noch nicht verstrichen, als der Adjutant des Gouverneurs wieder erschien, die Antwort abzuholen. Die einstimmige Erklärung der deutschen Offiziere ging dahin: daß wir, was auch das Schicksal über uns verhängen würde, nie von der Pflicht abzuweichen gesonnen seien, welche Fürst, Vaterland und eigne Ehre uns auferlegten, wir daher von dem Dienstanerbieten keinen Gebrauch machen könnten und entschlossen seien, eher im Elende unterzugehen, als zu Verrätern an unserer Pflicht zu werden.

Die furchtbarsten Drohungen, sowie die gemeinsten Schimpfworte folgten auf diese Erklärung, die freilich außer den Berechnungen eines gewissen Ehrgefühls lag, das in ähnlicher Lage sich wahrscheinlich den Eindrücken der Peitsche und der Entbehrungen gefügt hätte.

Drei Tage hatten wir nun in der hilflosesten Lage verlebt; während dieser traurigen Tage hatten vierzehn Gefangene größtenteils aus Mangel in diesem Kerker ihr Leben beschlossen. Mich und Braun erhielten ein paar Bohnen, die wir uns von der spärlichen Kost während des beschriebenen Transports aufgespart hatten.

Aber auch diese waren jetzt aufgezehrt und unsere Verlegenheit war schon auf das höchste gestiegen, als der vierte Tag uns Gelegenheit darbot, unvermerkt aus dem Gefängnisse zu gehen, indem an diesem Tage die Offiziere, die Dienst genommen hatten, ihrer Haft entlassen wurden und unser Ausgang durch diese leicht entschuldigt werden konnte. Ein gewisser Köhler, angeblich Artillerieoffizier, forderte mich auf, in Gemeinschaft mit ihm den Versuch zu wagen, ein Stück Brot zu erbetteln oder zu erbeuten. Furchtbar nagte der Hunger in meinen Eingeweiden, die Not drängte, und an Wagnisse von der Art schon früher, wie man sich erinnert, bereits gewöhnt, willigte ich leicht in den willkommenen Vorschlag.

Wir entschlossen uns, zuerst den Weg einzuschlagen, den der dürftige, hilflose Mensch in unserem Vaterlande wohl nie vergebens betritt, und die Milde der Einwohner in Anspruch zu nehmen. Empörend war es mir freilich, die Rolle des Bettlers zu spielen, die noch dadurch erschwert wurde, daß der Frost auch in meinen Füßen fühlbar zu werden begann, und ich nur mit Mühe auftreten konnte. Indessen der Hunger überwand alles, ich schleppte mich daher, so gut ich konnte, meinem Gefährten nach. Meinen guten Braun hatte ich im Gefängnisse zurücklassen müssen, weil er seiner erfrorenen Füße wegen fast keinen Schritt mehr gehen konnte.

Auf einem unweit der Stadt gelegenen Gute machten wir den ersten Versuch; wir klopften an und erhielten ein Stück Brot, das wir brüderlich teilten und heißhungrig verzehrten. Wir schlichen jetzt durch die engsten Gäßchen, aus Furcht, von den Russen ergriffen und mißhandelt zu werden, und klopften an eine zweite Türe, erhielten aber statt Brot Schläge, was uns aber nicht

abschreckte, unser trauriges Gewerbe fortzusetzen, wodurch wir denn noch einige Stücke Brot erhielten, mit welchen wir in aller Stille in unseren Kerker zurückschlichen.

Ich fand meinen Freund Braun in eine Art Mißmut über meine Abwesenheit versunken, denn es war das erstemal, daß ich mich solange von ihm entfernt hatte, doch heiterte ich ihn bald wieder ein wenig auf, als ich ihm die Nachricht von dem mitgebrachten kleinen Brotvorrat mitteilte, und ihm hierauf heimlich (öffentlich durfte man nichts sehen lassen, ohne besorgen zu müssen, es zu verlieren) ein Stück zusteckte.

Fünf Tage hatten wir nun in diesem Kerker unter den größten Entbehrungen zugebracht, und noch erschien keine Aussicht zur Milderung unseres schrecklichen Schicksals. Mit dem Anbruch des sechsten Tages fühlte ich meinen Körper so gewaltsam ergriffen, daß ich dem Schmerz und dem damit verbundenen Mißmut gewiß erlegen wäre, wenn ich nicht die letzte sinkende Kraft zusammengerafft hätte, einen neuen Gang aus dem Gefängnisse zu wagen, und dem Hunger, welcher die einzige Ursache dieses Zustandes war, um welchen Preis es auch sein mochte, abzuhelfen.

Nachdem ich nun vor mehreren Türen die Formel, die ich mir für jene Brotkollekte in russischer Sprache zu eigen gemacht hatte, wiederholt und an einigen Brot erhielt, an anderen aber mit Mißhandlungen abgewiesen wurde, führte mich mein Unstern in eine Judenwohnung, in welcher Wirtschaft getrieben wurde. Des Juden erste Frage war: „Was will der Herr, der Franzus, der Spitzbube?“ Als ich nun erklärte, daß ich Brot begehre, ward mir der Bescheid: „Geh der Spitzbub nach Moskau zu den Herrschaften, *da bekommt er* Brud“. Ich weiß nicht, welche un-

selige Laune mich anwandelte, den Versuch zu wagen, durch Vorstellung meiner Lage dieses israelitische Gemüt zu erweichen. Ich konnte trotz der entgegengesetzten Erfahrung es nicht über mich gewinnen, dem Glauben zu entsagen, daß, wer die Sprache des deutschen Vaterlandes rede, auch Gefühl für das Mißgeschick des Deutschen haben müsse. Ich sagte daher mit wehmütiger Miene zu ihm: „Aber Ihr werdet doch einem deutschen Offizier ein Stück Brot nicht verweigern, wodurch Ihr seinen Hunger stillt, und Euch vielleicht das Verdienst erwerbt, sein Leben zu retten?" Doch ein Jude in Polen und Demonstrationen an sein Herz! Welch ein seltsamer Einfall von meiner Seite! Erbost sprang der Mensch auf und rief: „Der Spitzbube braucht nicht zu leben, geht der Hund mehr mit dem Spitzbuben Napoleon". Er begleitete diese Worte mit einem Winke, den er einem in der Stube befindlichen und leider mit einem Schlaginstrumente versehenen Russen gab, der sich auch gleich gegen mich erhob. Allein die gereizte Stimmung, in der ich mich nun gerade an diesem Tage befand, und mein durch die Antwort des Juden empörtes Gefühl ließ mich vergessen, daß ich Gefangener sei, und drohend erwiderte ich: „Du Jude, du bist der erste Spitzbube, und wenn ich das Glück habe, mit Napoleon wiederzukommen, bist du der erste, der gehängt wird". Man stelle sich nun die Raserei des Juden vor, und denke sich, wie schrecklich ich unter Beihilfe des Russen mißhandelt und vor die Türe geworfen ward.

Mein Benehmen, auf der bloßen Wage der Klugheit abgewogen, würde keine Rechtfertigung finden; aber unter der Last solcher Leiden hört jene Wage auf, Maßstab unserer Handlungen zu sein; die Leidenschaft wallt auf und jede Rücksicht schwindet, welche die Besonnenheit unter andern Verhältnissen eingeben würde. Ich

wankte weiter, Mißhandlungen demütigten mich nicht nicht mehr, ich war ja unter Tiere geraten, was konnte ich da besseres erwarten? Ich erinnerte mich eines deutschen Kaffeehauses, das ich auf dem Marsche nach Rußland besucht hatte, das aber auf dem Markte gelegen war. Es war mißlich, diesen freien Platz zu betreten; indessen wagte ich es und kam glücklich in das Haus, wo ich zuerst die Frau des Hauses antraf. Ich bat sie um einige abgelegte Kleider, allein sie bedauerte, dem Wunsche nicht entsprechen zu können, indem sie alles einigermaßen Entbehrliche bereits in dem Grade unter die Unglücklichen verteilt habe, daß ihr Mann selbst an manchem Mangel leide. Doch gab sie mir einen polnischen Gulden und etwas Brot. Mit dieser Gabe zog ich mich in mein Gefängnis zurück.

Am Neujahrstage erneuerte ich in diesem Hause meinen Besuch und wurde mit derselben Gabe erfreut.

Es fiel mir jetzt ein, daß ich ebenfalls bei dem Hinmarsche die Bekanntschaft eines deutschen Sattlers, namens Bergmann, gemacht hatte. Ich eilte oder wankte vielmehr zu ihm, erinnerte ihn an den Abend, an dem wir uns zuerst kennen lernten, und war wirklich von diesem wackern Manne freundlich aufgenommen; er gab mir ein Paar blaue Beinkleider und labte mich mit Speise und Trank. Gegen Abend kehrte ich in das Gefängnis zurück, wo mein guter Braun sehnlichst meiner Rückkunft entgegengesehen hatte. Der unerwartete Anblick meiner neuen Kleidung erregte seine lebhafteste Freude, die sich verdoppelte, als ich auch ihm ein Bedürfnis befriedigen konnte, das nicht minder dringend war als die körperliche Bedeckung. Das Geld, das ich allmählich gesammelt und für uns zusammengespart hatte, wurde mir aber von den Russen, die uns fleißig *besuchten und bei* jedem Besuche, den sie abstatteten,

visitierten, leider wieder geraubt, und mir kam es sehr wahrscheinlich vor, daß ihnen meine periodischen Ausflüge in die Stadt nicht unbekannt waren, sie aber denselben gerne nachsahen, um sich das, was mir die Wohltätigkeit gab, zueignen zu können.

Wenn man es übrigens auffallend finden sollte, daß ich mich allen den mit meinen Ansprüchen auf fremde Mildtätigkeit verbundenen Unannehmlichkeiten in einem Grade aussetzte, der durch das momentane Bedürfnis für meine Person nicht notwendigerweise herbeigeführt wurde, so bitte ich zu bedenken, daß meine Aufgabe die war, nicht bloß für mich, sondern auch für meinen Freund Braun und womöglich wenigstens für einen Teil unserer übrigen Leidensgenossen Sorge zu tragen, und ich daher, weil sich nur selten ein anderer aus unserer Mitte dieser gefährlichen Kollekte unterzog, entweder in permanenter Bewegung sein mußte, oder dem drückendsten Mangel mich und meine Gefährten hätte ausgesetzt sehen müssen.

Zwei weitere Tage vergingen so unter wiederholten Ansprüchen auf das Mitleiden, die, wie die früheren, bald gelangen, bald Mißhandlungen zur Folge hatten. Aber am dritten Tage erlag meine Kraft diesen fortgesetzten Anstrengungen. Eine Art Bewußtlosigkeit bemächtigte sich meiner und in diesem Zustande ward ich auf Veranlassung eines deutschen Gastgebers in das Hospital aufgenommen. Es war der dritte Jänner 1813. Aber auch diese Aufnahme war mit den empörendsten Roheiten gepaart, deren ich mich nur noch wie im Traum erinnere, worunter die Untersuchung nach verborgenem Golde oder Silber immer die Hauptrolle spielte, welche so weit ging, daß man sogar die verborgensten Teile meines Körpers durchsuchte.

Meine Lage war die beklagenswerteste, in welcher

sich vielleicht je ein Mensch befand; denn außer der innern und äußern Entkräftung lastete auf dem abgezehrten, einem Gerippe ähnlichen Körper ein Heer von Ungeziefer, von dem ich so zernagt war, daß ich kein Haar mehr auf meinem Kopfe aufweisen konnte.

Das Zimmer, in dem ich aufgenommen wurde, enthielt etwa sechzehn Bettstellen. Einige Halme Stroh und ein alter Teppich dienten zum Lager; an Aufwartung war nicht zu denken, ebensowenig an ärztliche Hilfe. Die Medizin bestand in schlechtem Kwaß[20], einem bekannten, polnischen und russischen Haustrank. Die homöopathische Methode schien dort eingeführt zu sein, ehe ihr berühmter Erfinder sie der Welt mitteilte. Das Zimmer war groß, nicht erwärmt, und die Beschaffenheit der Fenster von der Art, daß sie der Kälte von außen jeden Eingang gestatteten, gegen welche man keine andere Schutzwehr hatte als einen ärmlichen Teppich. Unser Kerker, so armselig er war, bot einen bessern Aufenthalt dar, und mit unendlicher Freude hätte ich den ersten besten Viehstall diesem gräßlichen Spitalzimmer vorgezogen.

Man wies mir eine Lagerstätte an, neben welcher ich zu meinem größten Erstaunen den badischen Kapitän Beust[21] traf, den ich im Jahr 1811 in Danzig kennen gelernt hatte. Unser Wiedersehen war schrecklich; er rang mit dem Tode und endete noch am Abende desselben Tages. Sechs Tage brachte ich in dieser Krankenanstalt in einer nur selten von hellen Zwischenräumen unterbrochenen Bewußtlosigkeit zu, ohne Pflege, ohne Ärzte; von letzteren ließen sich zwar einige sehen, aber ohne sich um die Kranken zu bekümmern. Wie ich erhalten wurde, bleibt mir ein ewiges, unauflösbares Rätsel; menschlicher Hilfe verdankte ich nichts, nur die *Hand der Allmacht* konnte dies Wunder wirken, darum

gebührt auch nur ihr mein Dank, den ich ihr noch jetzt, bei jedem Rückblick auf jene düstere Zeit, mit inniger Verehrung zolle. Am siebenten Tage verließ ich in meinem traumähnlichen Taumel, gleichsam instinktartig, meine Lagerstätte und schwankte ohne Beinkleider, denn diese hatte man mir während meiner Bewußtlosigkeit entwendet, bloß mit einer Pferdedecke notwendig bedeckt, in den alten Kerker zurück.

Aber wie überrascht wurde ich, als ich statt des düstern Lokals, das ich verlassen hatte, eine geräumige Stube erblickte, in der ich nur drei oder vier der früheren Leidensgefährten, unter ihnen aber meinen treuen, biedern Braun, sowie den oben benannten Köhler antraf. Die übrigen waren teils gestorben, teils in kaiserlich russische Dienste getreten. Meine Ankunft war allen unerwartet, jeder hatte mich für verloren gehalten. Mein guter Braun kochte sein erspartes Stückchen Brot in Wasser auf und gab dem totgeglaubten, wiedergefundenen Freunde nach sechs Tagen die erste Labung. Sein Anblick hatte mich so freudig ergriffen, daß ich mich trotz meines entblößten, elenden Zustandes glücklich fühlte.

Des andern Tages wankte ich mit Hilfe eines Stockes, ohne Beinkleider und nur in eine Pferdedecke gehüllt, zu dem deutschen Gastgeber, dessen ich oben erwähnte, und der zugleich die Stelle eines Kommissärs versah. Es war gegen ein Uhr nachmittags, als ich in das Haus kam; meine Entkräftung hatte, wie leicht denkbar ist, den höchsten Grad erreicht, ich schmachtete nach irgendeiner Stärkung, und bat daher um ein wenig Suppe. Man ließ mich in einem warmen Zimmer zurück, da ich aber das Stehen nicht länger ertragen konnte und ich, ohne daß man mich dazu anwies, nicht wagte mich zu setzen, so war ich im Begriff fortzuwandern, als ein russischer Offizier aus dem anstoßenden Speisesaal im

das Zimmer trat, wo ich mich befand. Ein eigner Widerwille überfiel mich bei dieser Erscheinung, denn, wenige Ausnahmen abgerechnet, war für die armen Gefangenen der Anblick eines Russen gewöhnlich mit Unannehmlichkeiten und Demütigungen aller Art gepaart. Indessen hier irrte ich mich. Der Offizier fragte mich mit beruhigendem Tone: Wer ich sei? Ich antwortete polnisch: Ein deutscher Offizier. Er mußte mir mein Elend angesehen haben, denn mitleidig nahm er mich an der Hand und führte mich in den Speisesaal, wo er mich trotz meiner ärmlichen Körperbedeckung nötigte, unter den anwesenden Offizieren Platz zu nehmen und mir, welch unerwarteter, langentbehrter Anblick! Suppe, einen gebratenen Hahnen und eine Flasche Burgunder vorstellte. Ich konnte aber nur wenig Suppe und etwas Wein genießen, so freundlich auch der wackere Mann in mich drang; mein Magen war solcher Speise längst entwöhnt, ich mußte auf meine Entfernung bedacht sein, denn ich fühlte eine große Unbehaglichkeit in meinen Eingeweiden. Bei dem Abschiede drang mir der Offizier noch den Wein auf und einen Silberrubel, den er mit vieler Delikatesse unter meine Flasche gelegt hatte; beides mußte ein russischer Soldat, dem er die strengsten Befehle gab, mich gegen allenfallsige Angriffe auf dem Wege zu schützen, bis in mein Gefängnis bringen. Wie mich die Behandlung dieses edlen Mannes ergriff, die in so grellem Kontrast mit den an mir früher verübten Ruchlosigkeiten stand, kann ich niemand beschreiben. Ich drückte ihm meinen Dank so gut aus, als ich konnte, und er gab mir mit vieler Rührung zu verstehen, daß es ihm nur leid sei, nichts für meine Zukunft tun zu können, da er im Begriffe stehe, zur Armee abzugehen.

Ich teilte nun meine kleinen Reichtümer mit den *Gefährten* Braun und Köhler. Beide hatten sich seit

einiger Zeit ziemlich erholt und gingen jetzt gemeinschaftlich aus, mir ein Paar Beinkleider, sowie auch etwas Viktualien für uns anzuschaffen, was denn auch vollkommen gelang, indem sie ein Paar grobe, leinene Hosen, einen Topf Bier und etwas Zucker und Brot durch Vermittlung eines Juden, der dafür auch seinen Tribut erhielt, glücklich in das Gefängnis brachten. Wir verschafften uns zum erstenmal nach langer Zeit einen frohen Tag, indem Köhler, der noch am kräftigsten von uns war, uns eine treffliche Biersuppe bereitete.

Endlich, nachdem wir etwa achtzehn Tage eingekerkert waren, dachte man daran, uns in der Stadt einzuquartieren, welche Einquartierung unter der Direktion des oben erwähnten Kommissärs stand.

Auf die desfalls erhaltene Nachricht begab ich mich am 12. Jänner zu ihm, erhielt aber zur Antwort: daß kein passendes Quartier frei sei, indem er mich nicht bei Juden einquartieren wollte, weil ich im Kerker weit besser daran sei als bei jenen. Endlich wurde durch den Tod eines württembergischen Offiziers ein für denselben bestimmtes Quartier im Kaffeehause frei, wohin mich der Kommissär anwies, jedoch ohne Billett, indem er sagte, es sei vors erste hinlänglich, wenn ich nur einen freundlichen Gruß von ihm an meinen künftigen Wirt, Herrn Brenneiser, brächte, ihm erkläre, daß ich bei ihm einquartiert sei. Ich entledigte mich nun zwar gleich des angenehmen Auftrags, allein Madam Brenneiser erwiderte mir sehr höflich, sie dürfe bei strengster Ahndung ohne schriftliche Weisung keine Gefangenen aufnehmen und lehnte mein Gesuch ab. Entmutigt ging ich wieder zum Kommissär; es war mir ein dringendes Anliegen, mich irgendeiner mitleidigen Hand anvertraut zu sehen, denn ich fühlte nur zu sehr die Annäherung einer schweren Krankheit und mit ihr natürlich das Be-

wartete, denn sonst hätte mich dieser, wenn er mich in meiner abschreckenden Gestalt erblickt hätte, schwerlich aufgenommen, und dann wäre ich ohne Rettung verloren gewesen.

Man denke sich einen 21jährigen Menschen, 7 Fuß 1 Zoll (Großh. Hess. Maßes) groß, mit tief eingefallenen Backen, hohlen Augen, ohne alles Haupthaar, bekleidet mit einer alten Pferdedecke, ein Paar groben, leinenen Hosen und einer alten französischen Feldkappe, am ganzen Körper mit Ungeziefer wie übersäet. Wer hätte es dem Manne verargen können, wenn er diese Abscheu und Ekel erregende Gestalt aus seinem Gebiete gewiesen, ihr höchstens eine Unterstützung gereicht hätte?

Doch Gott lenkte es anders. Ich wankte in Münster in einer Art von dumpfer Fühllosigkeit umher und kam erst nach zwei Stunden in mein Quartier zurück. Hier empfing mich meine gütige Wirtin mit den unverkennbarsten Zeichen der innigsten Teilnahme und eröffnete mir, ihr Mann sei in der Zwischenzeit im Hause gewesen, sei aber jetzt wieder ausgegangen, habe jedoch in meine Aufnahme gewilligt und mich ganz ihrer Pflege übertragen; ich werde Sie also verpflegen, sagte sie mit liebevoller Miene, und mit Gottes Hilfe retten.

Diese unerwartete Aufnahme wirkte in dem Grade auf meine Nerven, daß ich entkräftet zu Boden gesunken wäre, wenn nicht ein Gehilfe aus der Konditorei, die mit jener Kaffeewirtschaft verbunden war, mich aufrechterhalten und auf einen Sitz geführt hätte. Auf die herrliche Frau machte dieser Anblick einen solchen Eindruck, daß sie in lautes Weinen ausbrach und mich aufforderte, ihr in ihr Zimmer zu folgen. Diesem Ansinnen widersetzte ich mich mit aller möglichen Kraft, ich bat sie zu bedenken, daß ich in meiner elenden Lage ja doch hoffnungslos verloren sei, und bloß für die

kommende Nacht ein kleines ruhiges Plätzchen zum Sterben bedürfe, sie möge mir doch dieses in irgendeinem Stalle anweisen, und mich nicht unter ihre Familie bringen, die ich durch meine Krankheit und durch den unsaubern Zustand, in welchem ich mich befände, also doppelt anstecken könnte. Allein vergebens waren diese Vorstellungen, ihre Tränen flossen aufs neue, sie bat, sie befahl, ich mußte folgen. Doch hier zeigten sich neue Schwierigkeiten; meine Füße hatten vom Frost fürchterlich gelitten; so lange ich auf gleicher Erde ging, war mir dies weniger schmerzhaft, aber das Aufheben der Füße und Treten auf Stufen war für mich mit Höllenschmerzen verbunden. Das Zimmer, in das ich geführt werden sollte, lag im obern Stockwerke, zu dem zwei Stiegen führten, — welche furchtbare Qual für mich, die ich gleich bei dem Tritte auf die erste Treppe fühlte, und da ich diese Marter, bei der bestimmten Überzeugung, die nächste Nacht werde meine letzte sein, für gänzlich zwecklos hielt, so bat ich aufs neue um eine Unterkunft in irgendeinem Stalle. Wohl hätten tausend andere den Menschen, der so an seinem Schicksal verzweifelte, auch aufgegeben. Aber ich war in der Gewalt meines schützenden Engels, meinen düstern Vorstellungen ward kein Gehör gegeben, es wurden Leute herbeigerufen, mit deren Hilfe mir das Hinaufsteigen erleichtert ward, und so gelangte ich in das für mich bestimmte Zimmer, in welchem ich zu meiner größten Freude einen eingeheizten Ofen fand. Die edle Frau faßte mich nun an der Hand und führte mich in ihre neben dem mir angewiesenen Zimmer befindliche Stube, die äußerst niedlich eingerichtet war. Hier traf ich ihre drei Kinder mit einer bereits bejahrten Wärterin, einer Polin, an. Nicht wenig erschracken die Kleinen bei dem Anblick der ungewohnten Erscheinung, und zogen sich schüchtern vor mir zurück.

Aber die wackere Mutter bedeutete ihnen, daß der Unglückliche, den sie hier vor sich sähen, sie nahe angehe, daß er hier freundliche Aufnahme und Pflege zu erwarten habe, kurz, sprach in so rührenden Worten zu den Kindern, daß mir die Tränen in die Augen traten, eine neue Entkräftung mich anwandelte und ich mich auf einen Polsterstuhl niederlassen mußte, den man mir anwies.

Indessen war die Frau genötigt, ihrem Geschäfte obzuliegen und sich zu entfernen, was sie unter tausend Entschuldigungen tat. Ich war nun allein mit den Kindern und der Wärterin, deren freundliche Worte ich leider nur einsilbig beantworten konnte, denn in meinem Innern lebte nur ein Wunsch, der nämlich, daß der Tod meine Leiden bald enden möchte.

Gegen halb elf Uhr abends kam meine Retterin zurück; eine ungewöhnliche Anhäufung von Gästen hatte es ihr unmöglich gemacht, sich der Wirtschaft früher zu entziehen. Sie brachte mir Suppe und ein gebratenes Hähnchen, aber ich konnte nichts genießen, ich bat nur um eine Ruhestätte. Schnell ward eine Bettstelle aufgeschlagen und mit gehöriger Bettung versehen, ich aber erst, nachdem man mich meiner traurigen Bekleidung entledigt, sämtliche Equipage dem Feuer übergeben und mir ein reines Hemd angezogen hatte, in das Bett gebracht. Die Wohltat nach so langer Zeit, während welcher ich die Nächte unter steten Gefahren und fortdauernden Beunruhigungen, bald obdachlos bei grimmiger Kälte, bald auf bloßem Boden zugebracht hatte, endlich wieder eine Nacht auf einem warmen, weichen Lager zu ruhen, fühlte ich nicht. Denn ich wurde, als ich mich kaum niedergelegt hatte, in solchem Grade von der Nervenkrankheit ergriffen, daß ich mich während vier Wochen in beinahe fortwährendem Delirio oder vielmehr völliger Agonie befand.

Meine Behandlung war einem geschickten Arzte anvertraut, der zur Rettung eines solchen Patienten freilich wohl seine Kunst in hohem Grade aufgeboten haben mußte. Für meine Pflege war ein polnischer Wärter eigens gedungen, welcher mich mit Beihilfe der erwähnten Kinderwärterin verpflegte. Während der Krankheit kam meine Hauptpflegerin, meine treffliche Wirtin, häufig, und so oft sie sich von ihrem Geschäfte losmachen konnte, an das Lager ihres Pfleglings.

Kurz alles, was die Sorgfalt der liebevollsten Eltern für ein Kind zu tun vermag, wurde hier aufgeboten, und wahrlich nur unter solchen Umständen war meine Genesung möglich, die denn auch nach sechs Wochen erfolgte, mit Ausnahme jedoch meiner vom Frost in hohem Grade ergriffenen Füße, obgleich mein wackerer Arzt diese während meiner Krankheit keineswegs außer acht gelassen hatte.

Es schien indessen, daß ihm dies Übel Bedenklichkeiten erregt hatte, und er befürchtete, ich würde mich dem Opfer mehrerer Zehen unterwerfen müssen, um meine Füße zu retten. In diesem Sinne wenigstens antwortete meine Retterin dem früher erwähnten deutschen Sattler Bergmann, als er in ihrem Hause sich zufällig nach mir erkundigte. Auch dieser Zufall mußte mich der Verlegenheit entziehen. Bergmann nämlich erbot sich, ein Mittel zur Heilung anzugeben, von dem er Hilfe versprach, trotz des augenscheinlich gefahrdrohenden Übels; denn die Zehen waren bereits ganz braun und zum Aufbruche reif, die Füße bis an den Knöchel inflammiert.

Mein heilkundiger Sattler behandelte mich nun auf folgende einfache Weise. Er machte einen Aufschlag von zerstampftem, gefrorenem Pferdemist, den er auf die erfrorenen Teile legte; als dieser nach sechsund-

dreißig Stunden abgenommen wurde, waren die äußern Spuren des Frostes von den Füßen und zugleich jeder Schmerz verschwunden. Ich brauchte den Aufschlag noch einigemal, bis in den Fußsohlen die gewöhnliche Wärme eintrat und der Aufschlag zu tauen anfing; nun war die Kur vollendet, der ich jetzt den vollständigen Gebrauch meiner Füße ohne die mindeste Spur des erlittenen Unfalls verdanke.

Die einzige Plage, die noch auf mir lastete, war die Masse von Ungeziefer, die sich während meiner Krankheit angehäuft hatte, wo meine Reinigung nicht möglich und jeder Wechsel der Wäsche untersagt war. Doch auch hiervon wurde ich, sobald meine Genesung völlig eingetreten war, vollständig befreit.

Meine gütigen Retter sorgten jetzt dafür, daß ich mit Anstand öffentlich erscheinen konnte, sie kleideten mich und behandelten mich überhaupt bei jeder Gelegenheit wie den Sohn des Hauses.

In die peinlichste Verlegenheit setzte mich das Gefühl, daß ich diesen großmütigen, mir ewig unvergeßlichen Menschen meinen Dank nicht auf irgendeine Weise durch die Tat bezeigen konnte. Ich glaubte dies durch kleine Hilfeleistungen in ihrem Geschäfte wenigstens einigermaßen an den Tag legen zu können. Aber jedes Anerbieten von der Art wurde mit der zartesten Schonung abgelehnt, und als ich dennoch mich gleichsam aufdrang, ward mir die bestimmte Erklärung: „Wir haben Sie nicht zu uns gedungen; Sie fanden, vom Schicksal verfolgt, Aufnahme und Pflege bei uns, wir waren so glücklich, Sie unter Gottes Beistand zu retten, die Vorsehung hat Sie uns als unsern Sohn und Gast erhalten, es darf durchaus von keiner Leistung die Rede sein, sie möge auch noch so unbedeutend scheinen, als *sie wolle*". Was sollte ich unter den Umständen tun?

Sogar die kleine Gefälligkeit, die in meinen Kräften stand, der Unterricht ihrer Kinder, den sie bei der schlechten Einrichtung der dortigen Schulanstalten nicht wohl hätten ablehnen können, war mir dadurch benommen, daß sie während meiner Krankheit einen andern gefangenen Offizier hiermit beauftragt hatten.

Ich mußte mich also in mein Schicksal fügen und der ewige Schuldner von Menschen bleiben, die nur von ihrem gefühlvollen Herzen geleitet, dem verlassenen, einem unvermeidlichen Untergange hingegebenen Fremdlinge eine Rettung bereiteten, die er in solcher Lage am wenigsten erwartet hätte und erwarten konnte, dem sie daher sowohl im Augenblick seines herben Geschickes, wie jetzt, da jene gramerfüllten Tage nur noch im Hintergrunde des Gedächtnisses leben, als liebliche Werkzeuge einer himmlischen Hand erscheinen, die den Unglücklichen nicht wollte sinken lassen.

Noch war mir ärztlich verboten, meine Wohnung zu verlassen, als Herr Brenneiser eines Abends aus seinem Erholungszirkel nach Hause kam und mich fragte, ob es mir nicht bekannt sei, daß die russische Regierung den Gefangenen eine Unterstützung ausgeworfen habe, und daß dem Leutnant ein halber Rubel täglich, dem Kapitän ein Rubel, und so nach Verhältnis der Grade ein höheres Tagegeld bestimmt sei? Da ich nun hiervon nichts zu wissen erklärte, begab sich Herr Brenneiser zu dem Gouverneur, um bei diesem Erkundigungen einzuziehen; hier fand sich mein Name wirklich aufgezeichnet, und der vorgemerkte Rückstand für die Zeit, während ich in Minsk war, wurde ohne weitere Schwierigkeit meinem Freunde und Wohltäter mit dreißig Rubel ausgezahlt; ich bemerke jedoch, daß dies Papierrubel (der Rubel zu achtundzwanzig Kreuzer) waren. Hierdurch wurde ich denn doch gewahr, daß die russische

Regierung wenigstens die Gefangenen nicht gerade dem Mangel preiszugeben beabsichtigte, wenngleich die Vorsorge, die sie desfalls getroffen hatte, kaum hinreichte, den dringendsten Bedarf zu bestreiten. Indessen wurde mir auch so ziemlich klar, daß man uns auf dem Leidenswege von Smorgonie nach Minsk für vierzehn Kreuzer täglich mit einer bessern Kost hätte aufwarten können als mit den ewig wiederholten, verhaßten salz- und schmalzlosen Bohnen, die, statt Nahrung zu gewähren, dem geschwächten Magen der armen Gefangenen eine peinliche Last waren, was mir es daher sehr wahrscheinlich macht, daß der Kommandant jener Eskorte unsere unglückliche Lage zu schändlichem Gewinn mißbraucht hatte. In der Folge werde ich Gelegenheit haben, ähnliche Unterschleife zu erwähnen. Hier darf ich nicht unbemerkt lassen, daß meine mütterliche Freundin mir von dem empfangenen Gelde mehrere Anschaffungen für meine Garderobe besorgte, so daß ich im Verhältnis zu meiner damaligen Lage stattlich equipiert war.

In den ersten Tagen des Monats März erteilte mir mein Arzt die Erlaubnis auszugehen. Mein erster Besuch war bei dem wackern Sattler Bergmann, der mir in meinem größten Elende manche Unterstützung hatte zufließen lassen, und dem ich die unerwartet schnelle Genesung und den ganzen, ungehinderten Gebrauch meiner Füße verdankte. Meine Absicht war, ihm meine Erkenntlichkeit für seine vielen und großen Gefälligkeiten zu bezeigen; ich traf indessen den guten Mann krank im Bette an und verließ ihn bald, um den Schwager meines Wohltäters, des Herrn Brenneiser, einen deutschen Schlosser namens Müller zu besuchen. Ich erwähne dieses Besuches besonders, weil hier auf seltsame Art die Mißhandlung zur Sprache kam, die ich in einem *polnischen* Judenhause erlitt, wo ich vergebens das Mit-

leiden in Anspruch nahm, und statt der gehofften Hilfe mich den Ausbrüchen roher Leidenschaft ausgesetzt sah, wie ich früher erzählte. Der Schlosser nämlich wohnte neben diesem Juden und erzählte mir, ohne zu wissen, wie nahe mich seine Erzählung anging, als ein Beispiel von der Härte der polnischen Juden, umständlich meine eigene Geschichte. Seine Tochter, die zufällig in dem benachbarten Judenhause war, als sich der Vorfall ereignete, fiel dem Vater ins Wort und bemerkte ihm, er habe sie damals, nachdem sie ihn von den an mir verübten Mißhandlungen benachrichtigte, sogleich dem mißhandelten Offiziere nachgeschickt, um ihn in ihre Wohnung zu führen, sie aber habe denselben nicht mehr finden können. Bald klärten wir uns wechselseitig auf, ich erinnerte mich lebhaft, daß während jenes Auftritts ein junges Mädchen im Zimmer war, das einen mitleidigen Blick auf mich warf, als meinem Anliegen in jenem ungastlichen Hause die bekannte rohe Erwiderung ward, und wir fanden bald Stoff zu Betrachtungen über die oft seltsame Verkettung von Umständen. Hätte mich nämlich damals das gute Mädchen um eine Minute früher gesucht, so konnte es ihr nicht fehlen, mich zu finden, oder hätte ich aus dem Hause des Ungeheuers die nur einige Schritte davon gelegene Schwelle des Menschenfreundes betreten, wie mancher leidenvolle Tag wäre mir erspart worden! So grenzt uns unbewußt das Gute neben dem Bösen.

Dieser Zufall sowohl, als der Umstand, daß die Frau des Schlossers eine Schwester meiner Wohltäterin war, schloß mich enger an die Familie an, und um mich diesen lieben Menschen dankbar und gefällig zu bezeigen und zugleich meine Zeit mit einer nützlichen Beschäftigung zu füllen, gab ich ihren sieben Kindern Unterricht in der deutschen Sprache und im Rechnen.

Meine Lage war nun im Verhältnis zu den früheren Leiden wirklich sehr erträglich, zuweilen sogar angenehm. Meine wiederhergestellte Gesundheit und der Schutz, den man jetzt den Gefangenen bei ihrer öffentlichen Erscheinung in der Stadt angedeihen ließ, machte das Los der vermißten Freiheit weniger drückend. Was mich jedoch besonders empfindlich schmerzte, war die Ungewißheit, in der ich mich hinsichtlich meines Freundes Braun befand, und von dem ich, trotz der eifrigsten und mühsamen Nachforschung, nichts erfahren konnte. Doch auch dieser Verlegenheit wurde ich plötzlich entrissen, indem er mir eines Abends, als ich eben im Begriff war, tiefbetrübt von dem Krankenlager meines Freundes Bergmann nach Hause zu gehen, unerwartet auf der Straße erschien. Ich nahm ihn mit in mein Quartier und stellte ihn meinen Wohltätern vor, die ihre herzlichste Teilnahme an dem Wiederauffinden des halbverloren geglaubten Freundes durch liebevolle, gastfreie Aufnahme aussprachen, sowie denn überhaupt diese gemütlichen Menschen sich durch alles, was nur einigermaßen Interesse für mich hatte, auf das lebhafteste angeregt fühlten.

Der Morgen, der auf diesen freudigen Abend folgte, brachte mir die niederschlagende Nachricht von dem Tode meines wackern Freundes Bergmann. Der Mann war in der Stadt allgemein beliebt und wurde ebenso allgemein bedauert. Dies sprach sich auf die redendste Weise bei seinem Leichenbegängnisse aus, an dem alle in Minsk wohnenden Deutschen, viele Polen aus den verschiedenartigsten Ständen, sowie der größte Teil der dort befindlichen Gefangenen, deren Freund und Wohltäter er war, teilnahmen. Mit wundem Herzen folgte auch ich dem Sarge dieses Menschenfreundes, der mir so manches Gute erzeigt hatte.

Dem Rate meines Arztes gemäß machte ich mich jetzt allmählich mit der Luft im Freien vertraut. Ich eröffnete daher meine Tagesordnung mit einem Morgenspaziergange, dann schritt ich zum Unterricht bei der Familie des guten Müller, wo ich mich nach vollendeten Lehrstunden noch bei freundschaftlichen Unterhaltungen verweilte; den Nachmittag brachte ich zu Hause zu, und dann ging mein freundlicher Wohltäter mit mir in eine Gesellschaft, zu der nur die in Minsk wohnenden Deutschen und die gefangenen Offiziere Zutritt fanden, und wo ich dann auch gewöhnlich mit meinem mir so eng angehörenden Freunde Braun zusammentraf. In dieser Gesellschaft gaben die gefangenen Offiziere bald den größten Stoff zur Unterhaltung, besonders wenn jeder einzelne die oft seltsamen Rollen erzählte, die er genötigt war, während der Gefangenschaft zu übernehmen, nur um seinen Unterhalt zu gewinnen. Da zeigte es sich denn, daß der eine für ein Stück Brot einem Juden die Stube, ein anderer ihm die Straße gereinigt, ein dritter für einen Schnaps Holz gehackt habe, wobei jeder sich noch glücklich schätzte, in diesen seinem Stande ungewohnten Arbeiten Mittel zur Erhaltung seines Lebens gefunden zu haben. Auch selbst in der Folge, als die gefangenen Offiziere von der Regierung Unterstützung erhielten, war die Lage derselben äußerst beschränkt, indem die geringen Tagegelder, die sie bezogen, kaum zur Bestreitung ihrer dringendsten Lebensbedürfnisse hinreichten. Dieser Sorge war ich gänzlich überhoben, denn meine wohltätigen Freunde boten mir alles im Überfluß, was zu meiner Subsistenz erforderlich war; die bezogene Unterstützung diente mir daher bloß als Taschengeld, von dem ich noch die Freude hatte, manchem ärmeren Leidensgefährten mitzuteilen.

Nicht unberührt darf ich die edle Sorgfalt lassen, mit welcher meine vortreffliche Wirtin für meine Zukunft bedacht war. Beinahe täglich kamen russische Offiziere an, die zur Armee gingen, und sich während des kurzen Aufenthalts auf dem Billard die Zeit verkürzten. Beinahe nie unterließ es meine mütterliche Freundin, solche Gelegenheiten zu meinem Besten zu benutzen. Sie tat dies auf eine Weise, die meine Delikatesse nicht beleidigen konnte, indem sie die Momente meiner Abwesenheit dazu wählte. Auf diese Art wurde mir eine kleine Summe für meine künftige Reise ohne mein Wissen aufgespart.

Endlich, am 28. März, erhielt ich die Weisung, mich den 2. April zum Aufbruch bereit zu halten. Mit welcher Wehmut diese Nachricht nicht nur mich, sondern auch meine wohltätigen Freunde erfüllte, läßt sich kaum denken. Beide suchten mich zu bereden, in Minsk bei ihnen zu bleiben und russische Dienste nachzusuchen. Es könnte sich ja in der Folge immer wieder Gelegenheit finden, wenn mir diese Dienste mißfielen, um meinen Abschied anzuhalten und in mein Vaterland zurückzukehren. Sie stellten mir vor, daß ich unvermeidlichen neuen Leiden entgegenginge, wenn ich auf meinem Sinne beharre, Gefangener zu bleiben. Sie machten mich darauf aufmerksam, daß der Ort, den man zu unserem Aufenthalt angewiesen habe, Tambow[23], 300 Stunden von Minsk entfernt, tief im Innern Rußlands gelegen sei, daß ich im Laufe dieser Reise der Willkür der Eskorte, die ich während des Transportes nach Minsk aus so traurigen Erfahrungen hatte kennen lernen, neuer barbarischer Behandlung und Entbehrungen aller Art auf diesem weiten Wege ausgesetzt sein würde, und daß ich bei meiner kaum erst wiederhergestellten Gesundheit *unter solchem* Verhältnisse leicht einen Rückfall in meine

frühere Krankheit zu befürchten hätte, der bei dem Abgang aller Pflege notwendigerweise meinen Untergang herbeiführen müßte. Kurz, was liebende Eltern einem heißgeliebten Kinde nur Eindringliches sagen konnten, quoll aus der Fülle ihres reichen Gemütes über die Lippen dieser seltenen Menschen. Doch vergebens. Ich ehrte ihre Liebe, aber in höherer Glorie strahlte die Pflicht, der große unauflösliche Schwur der Treue bis zum Tode, dem Fürsten und Vaterlande gelobt; keine Macht des Schicksals konnte ihn lösen. Mein Vorsatz blieb unerschütterlich.

Der Scheidetag erschien, eine Mitgabe an Geld ward mir noch aufgedrungen, auch mein ehrlicher Müller erschien und versah mich mit Geld und ein Paar neuen Stiefeln zum Abschied. Die Schilderung der letzten Szene ist mir unmöglich, unter Tränen und Segenswünschen riß ich mich von meinen Wohltätern los und ging der verhüllten Zukunft entgegen.

Drittes Kapitel.

Transport von Minsk über Tambow nach Saratow und von da nach Kamischinck[24].

Ehe wir von Minsk aufbrachen, wurden wir vor den Gouverneur geführt, von dem ich während meines dortigen Aufenthalts eben keine besondere Aufmerksamkeit für die Gefangenen rühmen könnte, und so war denn auch sein Abschied nichts als eine kalte Ermahnung, daß wir bei jeder Gelegenheit bedenken sollten, wir seien Gefangene. Eine äußerst überflüssige, ich möchte sagen einfältige Bemerkung, da uns unser unglückliches Los wahrlich schon fühlbar genug gemacht worden war. Die Ukase[25] Alexanders in Beziehung auf die Behand-

lung der Gefangenen, ward uns gleichzeitig kund getan, und da diese doch mit dem Geiste der Schonung und Menschlichkeit bekannt macht, der wenigstens die Regierung in der Hinsicht beseelte, so teile ich sie hier auszugsweise mit, sie enthält im wesentlichen folgendes:

Jeder Gefangene genießt gleiche Rechte. Er hat in allen Staaten Rußlands innerhalb der ihm zum Aufenthalt angewiesenen Orte völlige Freiheit, jedoch unter pünktlicher Befolgung der Gesetze des Staats.

Er kann nur durch gerichtliches Erkenntnis zu engerer Haft oder Einsperrung verurteilt werden. Dem Leutnant ist ein Taggeld von fünfzig Kopeken (vierzehn Kreuzer) angewiesen, wovon er jedoch alle Lebensbedürfnisse, die Kleidung mitbegriffen, zu bestreiten hat. Wohnung, Holz und Licht bekommt der Gefangene unentgeltlich. Jede Mißhandlung der Gefangenen ist bei der strengsten Strafe untersagt. Den Gefangenen sollen sämtliche Lebensbedürfnisse nach den in den verschiedenen Orten ihrer Durchreise oder ihres Aufenthalts laufenden Preisen verabfolgt werden. Das Tabakrauchen darf den Gefangenen in keinem Falle verwehrt werden. Sie sollen überhaupt in ihren Sitten und Gebräuchen bei jeder Gelegenheit geschützt werden usw.

Eskortiert von einem Detachement Baschkiren[26], verließen wir Minsk. Die Zahl der Gefangenen belief sich auf vierzig, lauter Offiziere, bestehend aus Franzosen, Italienern, Holländern, Österreichern, Hannoveranern, dem Bergischen Offizier Braun, meinem Freunde, und mir, dem einzigen Hessen. Jeder Offizier hatte einen mit einem Pferde bespannten Karren oder zwei zusammen einen Wagen mit zwei Pferden, was ebenfalls gesetzlich bestimmt war. An der Spitze des Transports stand ein Quatalnick, so werden die Offiziere genannt, welche man aus der Armee für einzelne polizeiliche Funk-

tionen wählte. Der unsrige schien wenig Interesse für die Gefangenen zu haben, sowie er überhaupt einer jener nichtsbedeutenden, mechanischen Menschen zu sein schien, die, mit der eigenen Existenz ausschließlich beschäftigt, höchstens einen Nebenblick auf die Fremden werfen. Ein Glas des russischen Nektars (Branntwein) schien sein höchster Genuß. Dabei vergaß er jedoch, je nachdem wir uns weiter von Minsk entfernten, des eigenen Vorteils nicht, den er aus einzelnen Umständen während unseres Transports zu ziehen wußte. Die rauhe Witterung, die während des Aprils im Norden noch vorherrschend ist, ließ uns nur teilweisen Gebrauch von unseren Fuhren machen, weil Bewegung uns zur Erwärmung not tat.

Unser erstes Nachtquartier bezogen wir noch früh am Tage, an Lebensmitteln fehlte es uns nicht, da wir uns in Minsk damit versehen hatten. Den andern Morgen wurden wir vor dem Aufbruch sämtlich verlesen, was dann während unserer Reise jedesmal regelmäßig der Fall war. Wir erhielten ebenfalls Fuhren, allein nur einspännige für zwei Offiziere. Unser Quatalnick nahm zum Vorwande, daß der Ort, wo wir übernachteten, keine hinlängliche Zahl Pferde habe, um uns die vorgeschriebenen Transportmittel stellen zu können. Der wahre Grund mag aber wohl gewesen sein, daß er die nicht gestellten Fuhren demungeachtet verrechnen konnte, denn wer kontrollierte ihn? Uns war dies jedoch gleichgültig oder sogar lieber, da auf diese Weise sich doch immer zwei zusammengesellten, was Unterhaltung auf dem langweiligen Wege gewährte.

Unsere zweite Station war ebenfalls ein bloßes Dorf wie die erste. Hier, sowie überhaupt auf den meisten Dörfern, traf man nichts als Milch, Sauerkraut oder Schtschisuppe[27], und nur zuweilen Fleisch an; unser

Frühstück war Branntwein. Da ich von Minsk aus mit einer Barschaft von dreißig Gulden versehen war, so konnte ich leicht meine kleinen Bedürfnisse bestreiten.

Am 4. April, noch früh am Tage, zogen wir in die Festung Bobruysk[28] ein, wo unser Empfang uns Besorgnisse vor der Wiederholung früherer Mißhandlungen einflößen mußte, indem der dortige Pöbel und selbst russische Soldaten uns unter Schmähungen aller Art bis in das Haus des Kommandanten verfolgten. Übrigens spielten auch hier wieder, wie in allen polnischen Städten, die Juden die Hauptrolle, wahrscheinlich weil sie glaubten, sich dadurch den Russen beliebt zu machen.

Der Kommandant der Festung empfing uns auf eine ihn wenig ehrende Weise; er erlaubte sich mehrere Anzüglichkeiten und Spöttereien über unsere Verhältnisse, welchen er in den ungewähltesten Ausdrücken freien Lauf ließ; kurz, wir waren froh, als wir uns aus der Nähe dieses Unholdes entfernen konnten.

Wir wurden nun einquartiert, aber leider war unsere Aufnahme in den angewiesenen Quartieren nicht die beste. Niemand war uns beim Einkauf der Lebensmittel in den Quartieren behilflich, wir mußten daher selbst in der unfreundlichen Stadt umhergehen, um sie uns anzuschaffen, was aber keiner wagte, allein zu tun, indem jeder Mißhandlungen befürchtete. Unsere Einkäufe beschränkten sich daher bloß auf das Notdürftigste, bestehend in Brot, Fleisch und Salz. Die Preise waren hoch, offenbar hatte man uns übernommen.

Indessen war dies nur ein kleiner Verlust; ein weit größerer drohte mir und meinem Quartiergefährten während unserer Entfernung von unserer Wohnung; denn als wir von unseren Einkäufen nach Hause kamen, fanden wir hier vier russische Soldaten mit der Durch-

suchung unserer unbedeutenden Effekten beschäftigt, wovon sie sich bereits einige Kleinigkeiten zugeeignet hatten. Als wir sie desfalls zur Rede stellten, gingen sie mit dem gewöhnlichen Schimpfworte „Schelma Franzus!"[29] auf uns los, mißhandelten und durchsuchten uns, wobei mich dann der empfindliche Verlust von vierzehn Gulden traf, die ich von meiner Barschaft bei mir trug, welche sie mir, trotz der Drohung, sie zu verklagen und trotz meines Widerstandes, mit Gewalt abnahmen. Meine Beschwerde, die ich unmittelbar darauf anhängig machte, wurde aus dem triftigen Rechtsgrunde abgewiesen, wir seien gefangene Franzosen und dürften kein anderes Geld haben als jenes, das uns die Regierung täglich verabreichen ließe. Wie dieses saubere Urteil mit der kaiserlichen Ukase in Einklang zu bringen war, deren ich oben erwähnte, mußte freilich der Weisheit des Richters überlassen bleiben, der wir in unserem ärmlichen Verhältnisse uns nun ein für allemal zu fügen gezwungen waren. In der Folge, nur leider zu spät, gerieten wir auf den Einfall die russische Justiz seltener zu belästigen und uns gegen Angriffe der Art in einzelnen Fällen zur Wehre zu setzen; ein Mittel, das wir zuweilen nicht ohne Erfolg anwendeten.

Wir setzten nun den 5. April unsere Reise weiter fort, nachdem vorher unsere Baschkireneskorte, jedoch mit Beibehaltung unseres Quatalnicks, von russischen Soldaten abgelöst worden war. Dieser Tausch konnte uns eben nicht angenehm sein, denn von den Baschkiren hatten wir weder Mißhandlung noch Plünderung erlitten, während von dem Hasse und der brutalen Roheit des eingeborenen, russischen Soldaten beides zu befürchten stand; eine Besorgnis, welche, wie die Folge bewies, nicht unbegründet war.

Unter dieser neuen Eskorte befand sich ein Unter-

offizier, der in seinem Benehmen eine ziemliche Gewandtheit zeigte, Zutritt bei jedem einzelnen suchte und sich auch gegen jeden ausnehmend artig bewies. Aber dieses Betragen war bloße Maske, unter der er unser Vertrauen zu erschmeicheln und auszuforschen suchte, ob wir Geld oder sonstige Gegenstände von Wert bei uns führten; gelang es ihm, eine derartige Kunde einzuziehen, so schritten die Soldaten zur Plünderung und teilten dann höchstwahrscheinlich die Beute mit ihrem höflichen Vorgesetzten. Ich litt indessen seit meinem Verluste in Bobruysk keine mehr, indem ich mir nun ein für allemal den festesten Widerstand gegen Plünderungsanfälle zum Grundsatz gemacht hatte, und ihm wenigstens im vorliegenden Falle mit Erfolg treu blieb. Von dem Vorhaben, mit meiner kleinen Barschaft sparsam zu Werke zu gehen, war ich jedoch abgekommen, ich zog es vor, mir und meinen Leidensgenossen lieber dafür gütlich zu tun, als den unbedeutenden Geldvorrat fortwährend als Gegenstand von Angriffen und Zänkereien lange aufzubewahren.

Bei der Abreise von Bobruysk erhielten wir unsere Fuhren vorschriftsmäßig, unsere Eskorte aber mußte zu Fuß gehen. Wollten jedoch einzelne derselben von unseren Fuhren Gebrauch machen, so schlugen wir dies nicht ab, um sie möglichst bei guter Laune zu erhalten, was wohl besonders ratsam war, da wir einen Weg von hundertundneunzig Stunden, nämlich bis Orel[30], gemeinschaftlich mit ihnen zurückzulegen hatten; bei allem dem hielten wir uns immer in einer gewissen Entfernung von ihnen, die jede Vertraulichkeit ausschloß, denn der gemeine Russe ist zudringlich frech und leicht geneigt, wenn man sich ihm zu sehr annähert, diese Annäherung zu mißbrauchen.

Ich übergehe die ermüdende und von allem Inter=

esse entblößte Aufzählung unserer Nachtquartiere bis Orel, da diese gewöhnlich in Dörfern genommen wurden, und wir nur selten durch Städte kamen, was uns übrigens angenehm war, indem wir in den letzteren meistenteils von den Verfolgungen des Pöbels zu leiden hatten; man konnte auch auf dem Lande durch ein beherztes Benehmen dem Quartierträger eher imponieren und ihn zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten anhalten als in den Städten, wo sich Franzosenhaß und Widersetzlichkeit gegen die einfachsten Anmutungen bald in Schimpfworten aussprach, bald in Mißhandlungen.

Unser Marsch bis Orel hatte durchaus nichts der Aufzeichnung Wertes. Der Kommandant der Eskorte blieb sich, wie immer, treu; täglich hatte er seine gehörige Ladung Branntwein, an den meisten Stationen ließ er es mehr oder weniger an den vorgeschriebenen Transportmitteln fehlen; Mißhandlungen, die sich einige Soldaten seines Kommandos gegen die Gefangenen erlaubten, Durchsuchungen ihrer kleinen Bagage oder ihrer Personen, auch wohl Eingriffe, die sie in ihr Eigentum wagten, dies ist im ganzen mit wenigen Abänderungen das Bild unserer Reise bis Orel.

Am 4. Mai kamen wir in dieser Stadt an; meine Barschaft war bei der obenerwähnten, wie ich glaube, gehörig motivierten Beseitigung jedes Sparsystems so ziemlich aufgezehrt. Bei den meisten meiner Mitgefangenen sah es indessen nicht besser aus, besonders da mehrere unter ihnen während des Marsches manches durch Plünderung verloren hatten.

Gleich nach unserer Ankunft wurden wir dem Gouverneur vorgestellt. Hier glaubte nun jeder, für seine Beschwerden über die von den Soldaten verübten Mißhandlungen, Durchsuchungen, sowie über ihre Diebstähle ein geneigtes Ohr zu finden. Allein es gefiel dem Gou-

verneur ebensowenig die Klagen zu berücksichtigen als seinem Kollegen in Bobruysk, nur mit dem Unterschiede, daß er uns doch in etwas gefälligeren Formen empfing und entließ als jener.

Ich erlaube mir hier eine kleine Unterbrechung. Umständliche Mitteilungen örtlicher Merkwürdigkeiten, die ohne Beziehung auf die Geschichtserklärung waren, lagen ursprünglich nicht in dem Plan dieser Schrift, wozu auch um so weniger Anlaß sein kann, weil ein Gefangener in der schrecklichen Lage, wie die unsrige, nicht wohl zum Beobachten aufgelegt ist, indem er seine ganze Aufmerksamkeit auf Sicherung seiner mit jedem Augenblick gefährdeten Existenz zu verwenden hat. Indessen da, wo der Druck weniger die Aufmerksamkeit beschränkend war, und die Behandlung etwas freiern Sinn gewährte, traten Momente für die Beobachtung ein, und diese mitzuteilen, dürfte doch für manchen nicht ganz ohne Interesse sein. So wird es dann keiner Entschuldigung bedürfen, wenn ich Orels als einer nach russischer Art schönen, obgleich aus hölzernen Häusern bestehenden und außer der Hauptstraße ungepflasterten, übrigens durch den Handel sehr belebten, an den Flüssen Oka und Olika[31] gelegenen Stadt erwähne, und in derselben eines mir besonders merkwürdig erschienenen Geläutes, das ich hier, und sonst nirgends, gesehen habe. Es besteht dieses nämlich in einem von der Kirche abgesonderten Glockenbau, der eine runde Form hat, ungefähr zwei Stockwerke hoch ist und vier oder fünf Glocken in sich faßt, die sämtlich in gleichzeitige Bewegung durch eine Person gesetzt werden, welche auf Tritten, die im ersten Stocke angebracht sind, hin und her läuft. Für Leser, welche ein ähnliches Geläute entweder nicht selbst gehört, oder auf sonstigem Wege etwas davon erfahren haben, wird diese *kleine Unterbrechung* verzeihlich erscheinen; die übrigen

ersuche ich, das Mitgeteilte so anzusehen, als sei es nicht für sie da. Eine Bitte, die ich für die Zukunft für jeden sonstigen derartigen Fall in Anspruch nehme.

In Orel hatten wir einen Rasttag. Am 6. Mai, nachdem das Kommando der Eskorte einem andern Quatalnick übergeben worden, traten wir unsere Reise weiter nach Tambow an, welches hundertundzwanzig Stunden von Orel entfernt liegt. Gleich bei unserem Aufbruch zeigte sich die traurige Verlegenheit, daß unsere Geldvorräte größtenteils verschwunden waren, teils durch eigene Konsumtion, teils durch Plünderung der Eskorte.

Dieser Umstand war um so lästiger, da das spärliche Tagegeld nicht hinreichte, unseren Bedürfnissen Befriedigung zu gewähren, und wir den noch immer fortdauernden Durchsuchungen der Soldaten, welchen wir bisher, wenn unser Widerstand nichts fruchtete, durch eine Dosis Branntwein, die wir diesen ewig Durstigen reichten, vorzubeugen wußten, jetzt kein Mittel zur Abhilfe entgegensetzen konnten.

Indessen hatten wir es vorderhand nicht mit der Eskorte zu tun, aber in desto bedenklichere Kollissionen gerieten wir mit ihrem Führer. Letzterer war dem Branntwein in solchem Grade ergeben, daß er sich täglich berauschte. Demunerachtet vergaß er sein pekuniäres Interesse nicht. Gleich am zweiten Tage unseres Marsches mußten wir einen Abbruch der Transportmittel erleiden, indem gegen die bestehende Verordnung für zwei Gefangene nur eine einspännige Fuhre gestellt wurde. Dies war an sich für uns mit keinen Beschwerden verbunden, allein unsere Rechte wurden dadurch beeinträchtigt, und die sehr gegründete Besorgnis, daß man von diesem ersten Versuch sie zu verletzen, wenn er ungerügt bliebe, leicht zu andern Eingriffen schreiten würde,

die empfindlicher sein könnten, veranlaßte uns zu einer sehr ernsten Beschwerde, die aber der Quatalnick unbeachtet ließ. Den dritten Tag, sowie die folgenden, trieb er es noch weiter, indem er für drei Offiziere nur eine einspännige Fuhre anschaffte. Der Sitze wegen war dies mit großer Unbequemlichkeit verbunden und unsere Vorstellungen wurden desfalls dringender; aber er entschuldigte sich mit dem Mangel an Pferden, ein Vorwand, dem in dieser an Pferden reichen Gegend wohl kein Glauben beigemessen werden konnte. Der eigentliche Grund der verminderten Transportmittel lag wohl zu klar am Tage, als daß desfalls ein Zweifel obwalten konnte. Die nichtgestellten Fuhren kamen unerachtet dessen auf die Rechnung, und die Vergütung eignete er sich zu. Allen oft wiederholten Klagen setzte er zuletzt mit philosophischem Gleichmut entgegen: „Die Soldaten müssen ja sogar zu Fuß gehen; wenn euch die Fuhren nicht gefallen, so braucht auch eure Füße wie jene". Er ging in seiner Frechheit aller Rechtsverletzungen so weit, daß er den armen, von allem entblößten Gefangenen sogar das Tagegeld schmälerte und die spärlichen fünfzig Kopeken in Papiergeld auszahlte, wodurch jeder an dieser ärmlichen Unterstützung noch fünf Kopeken Verlust erlitt.

Wir zogen nun unter täglichen Quälereien und Reibungen unseres Weges fort, durch lauter unbedeutende Dörfer, bis wir am 26. Mai glücklich in Tambow anlangten. Hier glaubten wir am Ziele unserer Reise zu sein und die langersehnte Ruhe zu finden, sowie besonders Gerechtigkeit für unsere so gegründeten Klagen. Doch auch hier wieder Täuschung in allem!

Gleich nach unserer Ankunft in Tambow wurden wir vor den Gouverneur geführt. Unter den Gefangenen *befand sich ein* österreichischer Offizier, der ein geborener

Pole war, aber auch gut Russisch sprach, und uns hier als Organ diente. Der Gouverneur bedeutete uns gleich anfangs, daß wir in Tambow nicht bleiben dürften, sondern weiter nach Saratow transportiert würden. Auf die Bitte, uns doch endlich Ruhe zu gönnen, besonders da Tambow bereits in Minsk als Aufenthaltsort der Gefangenen bezeichnet gewesen sei, erwiderte er in barschem Tone: „Ihr französischen Bestien habt ja nie Ruhe gehalten, warum sucht ihr sie hier? Ihr hättet bei euerm Spitzbuben Napoleon bleiben sollen." Was konnte einer solchen Äußerung, die dem Munde eines Gewalthabers entströmte, von schutzlosen Gefangenen entgegnet werden, die seiner unbedingten Verfügung unterworfen waren? Als wir nun die Beschwerden wegen der von dem Quatalnick erlittenen Prellereien vorbrachten, wurden wir ohne alle Untersuchung damit abgewiesen; und wie wir endlich, entrüstet über dieses Benehmen, ihm geradezu erklärten, daß er uns auf diese Weise nötige, unsere Klage unmittelbar an den Kaiser gelangen zu lassen, geriet er in die höchste Wut, die in die Worte ausbrach: „Geht zum Teufel, ihr französischen Hunde! Der Himmel ist hoch, der Kaiser ist weit." Man glaube nicht, daß ich diesen Ausdruck, den gewöhnlich die von der Residenz entfernten Beamten in Rußland jeder Drohung, sich über ihre Amtsverletzung zu beschweren, entgegensetzen, irgendwo entlehnt hätte. Nein, es waren die eigenen Worte dieses Gouverneurs, und ich fand in ihnen nur eine Bestätigung dessen, was von der ungezügelten Willkür der dortigen Beamten so oft geschrieben und erzählt worden ist.

Doch dem sei, wie ihm wolle, wir mußten uns in unser Schicksal fügen; unseren Beschwerden ward keine Gerechtigkeit und unsere Reise nach Saratow, 150 Stunden von Tambow entlegen, wurde unwandelbar beschlossen,

nachdem wir viele Mühe hatten, von dem inhumanen Gouverneur einen Rasttag in Tambow zu erhalten. Den 27. Mai reisten wir unter den Verwünschungen und Schmähungen des dortigen Pöbels ab. Unsere Eskorte bestand in fünf Soldaten, auch erhielten wir einen neuen Führer.

Die Reise bis Saratow bot keine neuen Abenteuer dar, und meine Erzählung kann sich daher bloß auf das Zusammenleben der Gefangenen bis zu dem Ziele, das ihnen bestimmt war, beschränken. Mein alter Gefährte Braun war von mir unzertrennlich. Auf jeder Station, wo übernachtet wurde, gesellten sich die übrigen Gefangenen zu uns, und da brachten wir die Abende bis zehn Uhr, oft auch später, in geselligen Unterhaltungen, oft auch mit kleinen, gleich unten erwähnten Arbeiten beschäftigt, zu. Drei italienische Offiziere trugen durch den herrlichen Gesang in ihrer zarten Muttersprache viel zu unserer Aufheiterung bei.

Während dieser langen Reise, die wir mit mehr Ruhe und Sicherheit zurücklegten als eine der früheren, konnten Braun und ich uns auch ungestörter nähern und wechselseitig mitteilen. Es war natürlich, daß bei unseren Eröffnungen die Schicksale unserer jüngeren Jahre besonders zur Sprache kamen, und so erzählte mir dann Braun, er habe ursprünglich die Absicht gehabt, Arzt zu werden, und habe sogar einige Jahre in Berlin medizinische und chirurgische Collegia frequentiert, sei auch im Begriff gewesen, seine Studien in Wien fortzusetzen und zu vollenden; aber da er das Unglück gehabt habe, durch den frühen Verlust seiner Eltern von einem Vormunde abhängig geworden zu sein, der sich geweigert habe, in die Fortsetzung seiner Studien zu willigen, so sei er genötigt gewesen, denselben zu en und zu dem Militärstande überzutreten. Ich

baute auf diesen Umstand einen Plan für die Zukunft. Unsere Barschaft war, wie ich oben schon erwähnte, allmählich aufgezehrt, und wir folglich mit allen unseren Bedürfnissen auf vierzehn Kreuzer täglich beschränkt. Unsere Kleidungsstücke, die ohnehin nur für den nötigsten Bedarf berechnet waren, wurden durch die lange Reise so abgängig, daß die sorgfältigsten Ausbesserungen kaum hinreichten, ihnen nur einige Haltbarkeit zu geben. Man mußte also auf Erwerbsmittel bedacht sein, und welches konnte in dem Lande, durch welches und wohin wir zogen, ersprießlicher sein als ärztliche Praxis, indem es dort außer den Städten an aller derartigen Hilfe fehlte? Ich eröffnete daher meinem Freunde Braun den Vorschlag, seine in der Jugend erworbenen Kenntnisse hier in Anwendung zu bringen, und uns dadurch eine Erwerbsquelle zu eröffnen, welche hinlängliche Mittel darbieten konnte, unserer mißlichen Lage abzuhelfen. Braun nahm großen Anstand, in meine Vorschläge einzugehen. Er bemerkte mir, daß er seine Studien nicht vollendet, und wenn er auch theoretische Kenntnisse in der Arzneikunde erworben habe, ihm doch die erforderliche Erfahrung am Krankenbette fehle, indem er nur wenige Gelegenheit zur Praxis gehabt habe. Was jedoch das chirurgische Fach angehe, so glaube er hierin mehr leisten zu können. Jedoch, sagte er, müsse, um nach russischer Art zu verfahren, hauptsächlich zum Aderlaß geschritten werden, hierzu fehle ihm ein Instrument, auch verstünde er die Sprache nicht, indem bei den Schwierigkeiten, die ihre Erlernung hat, er es nie habe über sich gewinnen können, auch nur im entferntesten sich mit dieser Sprache vertraut zu machen. Ich erbot mich, beide Schwierigkeiten zu heben, und was das Russische beträfe, bemerkte ich ihm, so könne ich zur Not damit aushelfen; während dem Laufe der Zeit würde mir auch größere

Fertigkeit werden, ich könnte ihn also wohl als sein Gehilfe unterstützen. **Braun**, der, wie wir oben gehört haben, von seinen medizinischen und chirurgischen Fähigkeiten sehr bescheiden dachte, war nicht leicht zu diesem Schritte zu bewegen, in den er jedoch, meinen Vorstellungen nachgebend und unsere Bedürfnisse berücksichtigend, endlich willigte. Ich hatte das Glück, von einem bejahrten Manne, der in diesem Fache pfuschte, ein altes, verrostetes Instrument, nämlich einen Aderlaßschnepper[32] um einen Gulden vierundzwanzig Kreuzer einzuhandeln, und nun fingen wir schon auf der Reise die Versuche an, unsere Praxis zu eröffnen, die aber ohne Erfolg blieben; denn kaum hatten wir uns den kranken Russen, zu denen wir geführt wurden, genähert, als sie uns nach den ersten Mitteilungen mit Zeichen des tiefsten Widerwillens abwiesen. Während der Reise war daher in diesem Fache nichts für uns zu tun. Dagegen lehrte die Not andere Hilfsmittel ergreifen. So lernte ich, der ich früher dem theologischen Fache bestimmt war, und wie jeder leicht denken kann, eben keine Übung mit der Nadel hatte, mir ein Paar Sommerpantalons machen, die ein sehr erträgliches Ansehen hatten. Ich brachte es in dieser Kunst so weit, daß meine Mitgefangenen meine Nadel und Schere häufig in Anspruch nahmen, und ich ihren Erwartungen stets entsprach. Dasselbe Glück hatte ich im Fußbekleidungsfache, obgleich dies schon mehrere Schwierigkeiten darbietet. Ein Paar Sohlen, die meinen Stiefeln fehlten, gaben mir den ersten Anlaß. Ich benutzte einen Rasttag, den wir in Jerkasky[33] hatten, dazu, um dem Übel abzuhelfen, kaufte mir Leder für ein Paar Sohlen, lieh von einem willfährigen Genossen dieses Handwerks Aal und Pechdraht, und befestigte im Schweiße meines Angesichts und mit Schwielen an den Händen in dem einen

Tage glücklich die Sohlen an die defekten Stiefel. Meine Kunstfertigkeit in den beiden Professionen zog doch manchen meiner braven Gefährten und mich selbst aus den kleinen Verlegenheiten, in die uns unsere mangelhafte Garderobe, zu deren Ausbesserung wir kein Geld verwenden konnten, versetzten. Bei allem dem fehlte es nicht an Spottvögeln, die ihren Scherz mit mir trieben und behaupteten, es schmeichle meiner Ambition nicht wenig, daß ich als einziger kunstgerechter Schneider und Schuster unter ihnen figuriere, und meiner Gewandtheit der verdiente Weihrauch gebracht werde. Indessen war ich es nicht allein, der sich mit dergleichen Handarbeiten beschäftigte, denn mehrere flochten Körbe oder ähnliche Gefäße aus Weiden, andere verfertigten Strohhüte usw.

Gleich nach unserer Ankunft in Jerkasky wurden wir dem dortigen Militärkommandanten vorgestellt. Hier zum ersten Male seit unserer Gefangenschaft wurden wir von dem Kommandanten nicht nur mit vieler Höflichkeit, sondern selbst mit wahrer Teilnahme empfangen. Er sprach mit jedem einzelnen von uns und legte seinen Anteil, den er an unserem Mißgeschick nahm, auf eine Weise an den Tag, die uns alle auf das tiefste ergriff. Er tröstete uns über die Verlegung unseres Aufenthalts von Tambow nach Saratow durch die wiederholte Versicherung, daß wir uns glücklich preisen könnten, in das Gouvernement von Saratow gewiesen worden zu sein, indem der Gouverneur desselben den edelsten Charakter besitze und die allgemeine Achtung und Liebe der Provinz genieße, sowie er dann auch gewiß darauf bedacht sein würde, unser Los durch jedes in seinen Kräften liegende Mittel zu erleichtern. Beruhigt und von neuen Hoffnungen beseelt, verließen wir den Kommandanten.

An diesem Orte fanden wir auch alles sehr wohlfeil. Das Pfund Brot kostete drei, das Pfund Ochsen=

fleisch fünf, Schweinefleisch acht, ein Hahn fünfzehn, zehn Eier fünf und ein Schoppen Schnaps zehn Kopeken.

Am 9. Juni brachen wir von Jerkasky auf und setzten unsere Reise nach Saratow fort, wo wir den 12. Juli morgens um 9 Uhr eintrafen und sogleich dem Gouverneur vorgestellt wurden. Was uns der Kommandant von Jerkásky gesagt hatte, fanden wir bei unserem Empfang vollkommen bestätigt. Die humane Aufnahme, die uns zuteil ward, ließ uns wirklich eine schöne Zukunft hoffen, inwiefern solche dem Menschen werden kann, der seiner Freiheit beraubt ist. Der Gouverneur erkundigte sich mit der unverkennbarsten Teilnahme nach unseren früheren Schicksalen, und bedauerte die Unmenschlichkeiten, die Frevlerhände an uns verübt hatten, wobei er zu wiederholten Malen bemerkte, daß dies schlechterdings der Wille des Kaisers nicht sei, der den Gefangenen jede Erleichterung zu gewähren suche, die ihr Zustand nur einigermaßen möglich machte, daher er auch den ausdrücklichen Befehl gegeben habe, sie in jeder Hinsicht zu schützen und sich besonders keine Störung ihrer Gebräuche zu erlauben. Zugleich versicherte er uns, daß wir in seinem Gouvernement nicht das mindeste zu befürchten hätten, und forderte uns auf, jede Beleidigung, die uns allenfalls zugefügt werden könnte, ihm ohne weiteres anzuzeigen. Der Gouverneur hatte, als wir ihm vorgestellt wurden, eine Karte von Europa vor sich liegen, suchte eines jeden Heimat, je nachdem wir solche angegeben hatten, auf, und ließ sie von seinem Sekretär vormerken. Er sprach geläufig Französisch und etwas Deutsch; sein Adjutant, ebenfalls ein sehr artiger Mann, sprach geläufig Französisch. Der Gouverneur bedeutete uns nun, daß wir noch einige Tage in Saratow ausruhen und hernach in verschiedene Gegenden seines *Gouvernements* verteilt würden, wobei er die schöne

Aufmerksamkeit hatte, es uns frei zu stellen, unsere Abteilungen unter uns selbst zu bilden. Diesem Umstande verdankte ich das Glück, meinen Freund Braun bei mir zu behalten.

Wir wurden jetzt in Saratow einquartiert, und offenbar absichtlich bei lauter russischen Einwohnern, unerachtet eine Menge von Deutschen dort wohnen, die eine eigene Straße, die deutsche Straße genannt, innehaben. Ich möchte beinahe glauben, daß dies geschah, um uns Gelegenheit zu geben, von den Russen eine bessere Idee zu erhalten; denn wirklich wurden wir von denselben während unseres fünftägigen Aufenthalts in dieser Stadt nicht nur schonend, sondern sogar zuvorkommend höflich und durchgängig gastfrei behandelt, indem sie den Gefangenen für die Beköstigung nichts abnahmen. Sie gewannen auch unser Vertrauen in dem Grade, daß wir, die wir der körperlichen Reinigung so sehr bedurften, uns russischen Schiffern anvertrauten, um in der Wolga zu baden, die uns dann auch ehrlich auf die gefahrlosesten Stellen führten und da, wo wir uns zu weit wagten, mit vieler Sorgfalt warnten. Kurz, die Behandlung war von der Art, daß es uns vorkam, als seien wir in einem befreundeten Lande.

Gleich den ersten Tag unserer Ankunft in Saratow, nachdem wir unser fünftägiges Tagegeld, welches uns der Gouverneur vorauszahlen ließ, empfangen hatten, suchte ich mich in der Stadt bekannt zu machen. Der Zufall führte mich in einen deutschen Gasthof, dessen Eigentümer Gottfried Schulz hieß, in dem ich einen gewandten, artigen Mann kennen lernte. Hier trank ich nach langer Zeit wieder den ersten Wein, der größtenteils aus Astrachan bezogen wird und sehr wohlfeil ist. In diesem Hause fand sich bald auch ein anderer Deutscher ein, der sich mir näherte und sich nach meinem

Vaterlande erkundigte. Nachdem ich ihm solches genannt, rief er freudig aus: „Da wird sich mein Philipp freuen, daß er endlich einen Landsmann antrifft". Er eilte auch gleich fort und kam in Begleitung des Soldaten und dermaligen Fahnenträgers, Philipp Lindenstruth aus Beuern, im Landratsbezirk[34] Gießen gelegen, zurück, der mich trotz meines veränderten Äußern sogleich erkannte. Wie überraschend uns beiden dieses unvermutete Zusammentreffen war, läßt sich leicht denken. Von ihm erfuhr ich, er sei in der Schlacht von Mosaisk[35] gefangen und nach Kaluga[36] transportiert worden, wo noch 3000 Gefangene von der französischen Armee befindlich waren, mit welchen er nach Tweronisch[37] abgeführt wurde. Auf dem Marsche bis dahin sei ihre Zahl bis auf 500 geschmolzen, und auf der weitern Reise bis Jerkasky seien von jenen 500 nur 86 übriggeblieben. Hunger, Kälte und körperliche Mißhandlungen, welchen sie während des Transports anhaltend ausgesetzt gewesen, habe die Gefangenen bis auf diese kleine Zahl aufgerieben. Nirgends habe man sich von seiten der russischen Militärbehörden auch nur im mindesten für ihr Schicksal interessiert. Erst in Jerkasky habe der Kommandant sich ihnen menschenfreundlich genähert, sie über die Ursache des auf dem Marsche erlittenen Verlustes so vieler Menschen befragt, und nachdem sie ihm die an ihnen verübten Grausamkeiten geschildert, eine Untersuchung veranlaßt, welche zur Folge hatte, daß der Quatalnick, der den Transport von Tweronisch nach Jerkasky kommandierte, nach Sibirien verwiesen ward; die fünf Soldaten aber, aus welchen die Eskorte bestand, seien ohne Unterschied jeder zu 200 Stockprügel verurteilt worden. Von der Bestrafung jener Eskorte, die von den 3000 Gefangenen, welche ihrer Begleitung *in Kaluga* anvertraut wurden, nur 500 Mann nach

Tweronisch brachten, sei indessen keine Rede mehr gewesen. Übrigens sei sein dermaliges Schicksal erträglich, indem er außer seinem Tagegeld, das in zwölf Kopeken, etwa drei Kreuzer, bestehe, was freilich zum Lebensunterhalt nicht hinreiche, einen kleinen Verdienst in der Fabrik eines gewissen Herrn Meißinger, eines Deutschen, gefunden habe, wo er mit vieler Gutmütigkeit behandelt werde; zugleich lud er mich im Namen seines Prinzipals, der meine Ankunft in Saratow in Erfahrung gebracht hatte, zu demselben ein.

Fünf Tage brachte ich in dieser Stadt zu, und da ich unter den jetzt veränderten Verhältnissen freiern Sinn und neues Interesse für die Angelegenheiten des Lebens gewonnen hatte, so fing ich auch an, den beobachtenden Blick, inwieweit sich Zeit und Gelegenheit dazu darboten, auf das Land zu werfen, in welches mich nun einmal das Geschick versetzt hatte. Die Bekanntschaft mit Herrn Meißinger war mir in bezug auf Saratow sehr nützlich. Man wird meine desfallsigen wenigen Mitteilungen vielleicht nicht uninteressant finden.

Saratow, im asiatischen Rußland, ist die Hauptstadt eines Gouvernements gleichen Namens, das etwa 4000 Quadratmeilen im Umfang hat, und ungefähr eine Million Einwohner zählt. Die Stadt liegt, wie ich bereits erwähnte, an der Wolga, und hat durch diese Lage den bedeutendsten Handelsverkehr, der besonders mit Astrachan und der Krim in beständiger Regsamkeit ist. Sie hat etwa 9000 Einwohner. Ihr Haupthandel besteht in Früchten, hauptsächlich Weizen, in Leder, Fischen und Pelzwerk. Sie ist nach russischer Art meistenteils aus Holz gebaut; die Straßen sind nicht gepflastert. Sie wird in die obere, mittlere und untere Stadt geteilt; jeder dieser Stadtteile hat einen Marktplatz. Der obere Teil liegt an der Wolga und ist eben; die beiden andern

Teile sind bergig. Im mittlern Teile der Stadt befindet sich das Schloß des Gouverneurs, ein schönes, von Steinen aufgeführtes Gebäude, welches der Krone zugehört. Die Stadt enthält ferner drei sehr schöne, russische oder griechische und zwei deutsche Kirchen. Jenseits der Wolga, Saratow gegenüber, befindet sich die sogenannte Kosakenstadt. Ihre Bewohner haben gegen die Regierung keine andere Verbindlichkeit, als eine bestimmte Quantität Salz aus einem der in den dortigen Gegenden befindlichen Salzseen zu holen und in Saratow abzuliefern; sie sind sogar von aller Militärpflichtigkeit frei. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf etwa 3000. Ich benutzte meine Anwesenheit in Saratow, mich jenseits der Wolga umzusehen, und besuchte daher auch diese Stadt; die Einwohner schienen mir sehr gutmütig zu sein, in ihren Gebräuchen fand ich sie von den Russen nicht unterschieden.

Was die umgebenden Gegenden betrifft, so hat das Saratow gegenüberliegende Ufer der Wolga von seinem reichen Wiesenwachs den Namen der Wiesenseite; das diesseitige heißt die Bergseite. An den beiden Ufern dieses Stromes liegen 105 deutsche Kolonien in einem bedeutenden Umfange verteilt, wovon 50 diesseits, die übrigen jenseits der Wolga befindlich sind. In sämtlichen Kolonien wird starke Viehzucht getrieben, auf der Wiesenseite besonders Pferdezucht. Die Preise der Pferde sind in dortiger Gegend sehr mäßig, ein ausgesuchtes vier- bis fünfjähriges Pferd wird mit 80 bis 100 Kupferrubel bezahlt. Die Schafzucht ist dort unbedeutend, weil diese Tiere, wie man mir versicherte, selten erhalten werden konnten, woran Klima oder Fütterung schuld sein mag. Auch Hanf- und Flachsbau gerät nicht, was die Einwohner der außerordentlichen Sommerhitze zuschreiben.

Wollen- und Leinenwaren haben in der dortigen Gegend hohe Preise, wodurch denn auch veranlaßt werden mag, daß die Einwohner, besonders die Nationalrussen, größtenteils Hemden von Kattun tragen. In Saratow herrscht übrigens ein großer Wohlstand, der sich nicht bloß auf den Adel und die Kaufmannschaft beschränkt, wie sonst in Rußland, sondern sich auch über andere Volksklassen verbreitet hat.

Nach fünftägigem Aufenthalt in dieser Stadt brachen wir auf. Doch ließ uns vor unserer Abreise der Gouverneur noch zu sich rufen, wiederholte uns die kaiserliche Ukase in bezug auf die Gefangenen, bemerkte uns zugleich, daß wir eine der angenehmsten Gegenden zu unserem Aufenthalt angewiesen bekommen hätten und wünschte uns dann ein herzliches Lebewohl. Er wendete sich hierauf an den Quatalnick der Eskorte und gab ihm in unserer Gegenwart die gemessensten Befehle, für uns besorgt zu sein und uns während der Reise gehörig in Schutz zu nehmen. Wie diese Weisung befolgt ward, werden wir bald sehen.

Die Gefangenen waren in zwei Abteilungen geteilt, wovon die erste, zu der Braun und ich gehörten, nach Kamischinck, die zweite nach Sarepta[38] bestimmt war. Der Weg nach Sarepta führte durch Kamischinck, so daß beide Abteilungen bis an letzteren Ort zusammen reisten. Unser Versammlungsplatz war außerhalb Saratow, die Stunde des Abmarsches auf zehn Uhr vormittags festgesetzt. Wir fanden uns alle zur bestimmten Zeit ein und trafen auch dort unsere Transportfuhren an. Nur die Hauptperson fehlte, und dies war der Quatalnick. Es war kein gutes Zeichen, daß er, der die ernstesten Weisungen, über Regelmäßigkeit und Ordnung zu wachen, erst an demselben Tage aus dem Munde des Gouverneurs erhalten hatte, gleich mit dem Antritt

seiner Funktionen sich die Unart erlaubte, um fünf Uhr abends in ganz betrunkenem Zustande zu erscheinen. Wir beanstandeten sehr, uns dieser mißlichen Führung anzuvertrauen, und nur die Achtung, die uns die zuvorkommende, schonende Behandlung des humanen Gouverneurs eingeflößt hatte, konnte uns veranlassen, den Entschuldigungen des halb bewußtlosen Quatalnick nachzugeben, und unsere Besorgnisse für die künftige Reise unter der Führung eines solchen Trunkenbolds nicht durch belästigende Klagen laut werden zu lassen. Wie sehr hatten wir Ursache, diese Nachsicht zu bereuen.

Um sechs Uhr abends fuhren wir von Saratow ab und kamen um elf Uhr glücklich auf der ersten Station an. Braun und ich erhielten ein Quartier. Wir begrüßten beim Eintritt unseren Wirt nach russischer Sitte und forderten gegen Bezahlung etwas zu essen, und zwar, was besonders in Rußland auf dem Lande am leichtesten zu bekommen ist, Milch und Eier. Es wurde uns abgeschlagen, sowie jede noch so bescheidene Anforderung. Vergebens machten wir unseren Wirt auf die kaiserliche Ukase aufmerksam, durch welche den Einwohnern auferlegt wurde, uns die Lebensmittel nach den gewöhnlichen Preisen zu verabfolgen. Er schien durch unsere Vorstellungen immer mehr gereizt zu werden, und brach endlich mit Heftigkeit in die Worte aus: „Franzus Saback".[39] Also Franzosen haßte er. Nun mußten wir, da Gründe nichts fruchteten, zur dortigen beliebten Demonstrationsmethode unsere Zuflucht nehmen, die, auf die einfachste Weise beigebracht, ihre vollkommene Wirkung tat, und den Mann weit schneller überzeugte, als die bündigste Abhandlung dies vermocht hätte. Wir erhielten nicht nur Milch und Eier, sondern auch Brot um Bezahlung. Unsere Ruhestätte war eine hölzerne Bank, auf der wir bis fünf Uhr morgens zubrachten, *wo man uns zum* Abmarsch abrief.

Bei unserer Ankunft auf dem Sammelplatze trafen wir für vierzig Gefangene nur sechs Karren an. Wir wurden angewiesen, unser Gepäck darauf zu legen und abwechselnd zu fahren und zu gehen, weil natürlich die kleine Zahl Fuhren nicht hinreichte, uns alle aufzunehmen. Vergebens machten wir dem Quatalnick, der sich mit der falschen Angabe zu entschuldigen suchte, daß nicht mehr Fuhren in dem Dorfe aufzubringen seien, Vorstellungen; er blieb bei seinem Vorsatze, uns auf diese Fuhrenzahl zu beschränken. Die Gewißheit, bei dem Gouverneur Gehör für unsere Beschwerden zu finden, veranlaßte uns, ihm zu erklären, daß wir unseren Rückweg nach Saratow antreten würden, wenn er nicht sogleich die durch die kaiserliche Ukase vorgeschriebenen Transportmittel herbeischaffe. Er suchte uns durch gütliches Zureden zu beschwichtigen, allein wir machten eine rückgängige Bewegung, um ihm zu zeigen, daß es mit unserer Drohung ernstlich gemeint sei. Nun geriet er in die höchste Wut; der Stimmung des Volkes gewiß, bediente er sich des augenblicklichen Übergewichts, den ihm diese in seiner Stellung als Führer verschaffte, ohne lange zu bedenken, welche Folgen daraus für ihn entstehen könnten. Auf ein gegebenes Zeichen stürmten die sämtlichen Unholde des Dorfes mit Mistgabeln, Feuerhaken und Stangen bewaffnet auf uns zu. Zu unserer Verteidigung hatten wir nichts als Steine, die wir zusammenrafften und auf unsere Gegner warfen. Wir hielten uns, so lange wir konnten, aber die Übermacht siegte, wir mußten weichen; ich nahm in der Eile noch meinen Bündel von einem der Karren, erhielt aber in diesem Augenblicke von meinem unfreundlichen Wirte, der sich ebenfalls unter den Angreifern befand, und der die Bosheit hatte, mich als Haupträdelsführer des angeblich von den Gefangenen gegen den Quatalnick er-

hobenen Aufstandes zu bezeichnen, einen so derben Faustschlag in das Genick, daß ich halb bewußtlos zu Boden sank. Die abscheulichsten Mißhandlungen wurden nun an uns allen verübt, doch nicht ohne die hartnäckigste Gegenwehr von unserer Seite, denn was wir dem Feinde an Waffen entreißen konnten, wurde ebenso schonungslos gegen ihn angewendet. Auf unserer Seite focht das Recht und die überzeugendste Gewißheit, daß man höheren Orts diesen Unfug nicht billige, und wir für die uns widerfahrenen Gewalttätigkeiten die gehörige Genugtuung erhalten würden. Indessen triumphierte im Augenblick die Masse, wir erlagen und mußten es dulden, daß man uns knebelte, Fesseln anlegte und jene, die der erlittenen Mißhandlung wegen ihre Füße nicht mehr brauchen konnten, geknebelt auf die Karren warf. Ich war an einen hannöverischen Rittmeister von Queitha gekettet, jedoch nur an den Händen, so daß wir gegen die übrigen, welche durch Fesseln an den Füßen am Gehen gehindert waren, noch ein leidliches Los hatten. Unsere Tabakspfeifen hatte man uns zerschlagen, den Tabak zerstreut, wie denn überhaupt das Rauchen den Russen ein Greuel ist. Also auch diesen Genuß mußten wir entbehren. Nichts ward uns auf dem Wege verabreicht. Abends sperrte man uns ein, Wasser und Brot war unsere Kost. Zwei Tage wurden wir auf diese schändliche Weise behandelt. Der alberne Quatalnick glaubte, er wolle uns durch Gewalttaten imponieren und geschmeidig machen, wie dies bei dem gemeinen Russen gewöhnlich der Fall ist, der jeden, welcher über ihn die Peitsche schwingt, für seinen Herrn und Meister hält. Aber wie bald kam er von seinem Irrtum zurück.

Schon am dritten Tage, wo wir uns einer *deutschen Kolonie* näherten, wurde er andern Sinnes. Wir

fanden beim Abmarsch die gehörige Zahl Fuhren bereit, die Fesseln wurden uns abgenommen und wir angewiesen, die Fuhren zu besteigen. Trotzig weigerten wir uns, wir gingen zu Fuße. Eine sichtbare Ängstlichkeit trat nun an die Stelle früherer Brutalität. Von einem zum andern schlich der erbärmliche Mensch und bat jeden, doch den Wagen zu besteigen, worauf ihm aber immer die Antwort ward, er möge nur unsere Ankunft in der ersten Kolonie abwarten, dort würden wir uns vielleicht zum Fahren bequemen. Mittags gegen elf Uhr kamen wir in der deutschen Kolonie Orga an, wo man uns mit lautem Jubel begrüßte. Das ganze Dorf hatte sich versammelt, jeder wollte Einquartierung, jedem waren wir herzlich willkommene Gäste. Über diesen freundlichen Empfang ward unser Quatalnick äußerst empfindlich, und um uns seine Gewalt doch noch fühlbar zu machen, forderte er uns auf, unsere Fuhren zu besteigen, um auf die bestimmte Station zu fahren. Als wir dies nicht taten, indem die Kolonisten sich erboten, die Fuhren für unseren Transport auf die nächste Station unentgeltlich zu stellen, er also seine russischen Wagen zurückschicken konnte, wurde er heftig und wollte wieder Gewalt brauchen, lenkte aber bald ein, als die wackern Deutschen, der Landessitte kundig, sich anschickten, ihn derb abzuprügeln, kurz, es fehlte nicht viel, so hätte er eine tüchtige Tracht Schläge davongetragen. Den Auftritt recht possierlich zu machen, sang einer von uns nach bekannter Melodie: „Prügeln und geprügelt werden, ist hier schönstes Los auf Erden". Die Schönheit dieses Loses wollten wir ihm aber nicht bereiten, damit wir mit desto mehr Recht unsere Beschwerden über die an uns verübten Infamien geeigneten Ortes geltend machen konnten.

Wir zogen nun mit unseren lieben Landsleuten Arm

in Arm in ihre gastfreien, reinlichen Wohnungen ein und wurden zum erstenmal nach langer Zeit auf deutsche Weise bewirtet. Allein gleich nach eingenommenem Mahle war unser erstes Geschäft eine Beschwerdeschrift an den Gouverneur von Saratow in russischer, deutscher und französischer Sprache, die erste mit Beihilfe unserer guten Kolonisten, zu fertigen und diese durch einen Reitenden nach Saratow abzusenden. An der richtigen Überlieferung hatten wir keinen Zweifel, da der Bürgermeister der Kolonie die Beförderung an Ort und Stelle übernahm.

Um drei Uhr nachmittags verließen wir diese guten Menschen, die uns auf ihren Fuhren unter zahlreicher Begleitung nach der nächsten Station, ebenfalls einer deutschen Kolonie, brachten, wo uns dieselbe liebevolle Aufnahme ward. Von hier aus hatten wir noch eine Tagereise bis Kamischinck, wo der Quatalnick uns dem Kommandanten übergeben mußte. Die Verlegenheit und Ängstlichkeit desselben stiegen mit jedem Schritt, der uns diesem Orte näher brachte, den wir endlich am 21. Juli nachmittags erreichten.

Viertes Kapitel.

Ankunft in Kamischinck. — Dortiger Aufenthalt bis zur Befreiung.

Bei dem Kommandanten von Kamischinck fanden wir denselben freundlichen Empfang wie bei dem Gouverneur von Saratow und früher bei dem Kommandanten von Jerkasky. Er unterhielt sich mit jedem einzelnen von uns auf die zuvorkommendste Weise, versicherte uns seines Schutzes während der Zeit unseres Aufenthalts *in* seinem Kreise, und fragte dann endlich, wie wir *früher seien* behandelt worden? Wir ermangelten nun

nicht, der menschenfreundlichen Aufnahme in Jerkasky und Saratow besonders rühmlicher Erwähnung zu tun, brachten aber auch zugleich unsere Beschwerden über die von dem letzten Quatalnick erlittenen Mißhandlungen vor, erzählten seine Unterschleife mit den Transportmitteln, sowie wir dann besonders der Fesseln erwähnten, an welchen er uns zwang, zwei Tage bei Wasser und Brot zu Fuß zu reisen. Der Kommandant konnte sein Erstaunen und die tiefe Indignation nicht bergen, die ihn bei dieser Erzählung ergriff. Mit einem verächtlichen Blick auf den Quatalnick fragte er uns, ist dies der Mensch, indem er mit den Fingern auf ihn hindeutete, der sich erfrechte, Sie so zu behandeln? Auf die allgemein bejahende Antwort faßte er den zitternden Sünder, der zu seiner Rechtfertigung kein Wort hervorbringen konnte, an die Brust und warf ihn mit den Worten: „Schelma, Saback!" (Schurke, Hund!) zur Türe hinaus. Er wandte sich hierauf an uns und bedeutete jenen, die ihren Aufenthaltsort in Sarepta angewiesen hatten, bis auf weitern Befehl in Kamischinck zu bleiben, indem unsere Beschwerden nebst dem beschuldigten Quatalnick nach Saratow geschickt würden, und die Gefangenen die desfallsige Entscheidung abzuwarten hätten.

Ich erhielt in Kamischinck mein Quartier bei einem deutschen Schreiner, einem wohlhabenden Manne, der mich sehr freundlich aufnahm. Allein sein unseliger Hang zum Trunk, der ihn in fortdauernde Fehde mit seiner Frau versetzte, die er häufig mißhandelte, machte mir den dortigen Aufenthalt unausstehlich. Ich zog daher zu meinem Braun, der bei einem armen deutschen Schneider einquartiert war, wo wir uns zwar sehr behelfen mußten, aber doch wenigstens bei einer friedlichen Familie lebten, bei der wir bis zu unserer Befreiung blieben.

Da wir hier fünf Monate zubrachten, so lernte ich natürlich meinen Aufenthaltsort wie seine Umgebung teils durch eigene Beobachtung, teils durch fremde Mitteilung ziemlich genau kennen.

Kamischinck hat eine herrliche Lage dicht an der Wolga, die Stadt bildet nach Süden hin die Spitze sämtlicher, diesseits der Wolga gelegenen, etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wie auch in neuerer Zeit errichteten deutschen Kolonien. Sie ist ganz von Holz gebaut und ungepflastert, die Straßen sind unregelmäßig und bei nasser Witterung äußerst schmutzig. Sie enthält zwei Kirchen und ein Krongebäude, das außerhalb der Stadt, von ihr durch einen kleinen Kanal getrennt, einige hundert Schritte von der Wolga entfernt liegt. Die Stadt ist in zwei Teile, den obern und untern, geteilt, sie liegt ziemlich eben, doch wird sie gegen die Wolga hin etwas tiefer. Sie zählt 2500 Einwohner, die sich größtenteils vom Handel nähren, der in Früchten, Leder und Fischen besteht, und sowohl nach Sarepta als nach Astrachan geht. Auch hier unterscheidet man die diesseitigen und jenseitigen Wolgagegenden durch die Benennung Berg- und Wiesenseite. Das diesseitige Wolgaufer ist zum Teil von ziemlich hohen Felsen besetzt, von welchen sich dem Auge eine herrliche Aussicht über die unermeßlichen Steppen Asiens bis nach dem Kaukasus hin darbietet.

Was die Umgebung betrifft, so ist die Bergseite oder das Land diesseits der Wolga ziemlich fruchtbar und bringt besonders viel Weizen hervor, Korn wird ungleich weniger gebaut, auch ist der Kartoffelbau bei den Kolonisten wie bei den angrenzenden Russen nicht sehr in Aufnahme. Flachs und Hanf wird nur in geringen Quantitäten gepflanzt, da beides wegen der großen Sommerhitze nur selten gerät. Die Viehzucht

wird, mit Ausnahme der Schafzucht, mit gutem Erfolg betrieben. In den Gegenden jenseits der Wolga beschränkt man sich größtenteils auf die Pferdezucht; der Boden ist dort unfruchtbar, man findet hier wieder bloß kleines Gesträuch, äußerst selten eine Quelle oder einen kleinen Bach, auch Steinböcke trifft man dort; ich fand einen, der verendet war, als ich mich mit einem im Lande angesessenen Deutschen in jener Gegend umsah.

Weiter gegen Süden stößt man auf Nomadenvölker, die mit ihren Herden durch die endlose Ebene ziehen und zuweilen in kleinen Gesellschaften die benachbarten Städte und Dörfer besuchen. Die deutschen Kolonisten hatten bei ihrer Ansiedelung vieles von diesen wilden Stämmen zu erdulden, die öfters die Kolonien überfielen, jetzt aber durch geeignete Vorkehrungen der Regierung gehörig im Zaum gehalten werden. Nach der einstimmigen Versicherung der Kolonisten wurden sie öfters des Nachts im Schlaf überfallen und ganze Familien in die Sklaverei abgeführt, wovon manche nie mehr zum Vorschein kamen. Als eine Merkwürdigkeit zeigte man mir in der Kolonie Schwab eine Frau von etwa 46 Jahren, die bei einem solchen Überfall hoch schwanger in die Gewalt dieser Wilden geriet und mit fortgeschleppt wurde. Am zweiten Tage nach ihrer Gefangenschaft kam sie, wie man mir erzählte, unter freiem Himmel mit einem Knaben nieder und wurde gezwungen, denselben auf der einsamen Steppe schutzlos liegen zu lassen. In der Nacht, die auf ihre Entbindung folgte, gelang es ihr zu entfliehen, ihr Kind wieder aufzufinden und mit demselben glücklich zu den Ihrigen zurückzukehren.

Ich glaube, daß hier noch einige nähere Bemerkungen über das Volk, unter dem wir lebten, wenn dasselbe auch von vielen unserer Leser gekannt sein sollte, doch keine ungünstige Aufnahme finden dürften.

Der asiatische Russe unterscheidet sich von dem europäischen durch stärkeren Gliederbau, größere Gewandtheit, und hie und da auch durch ansprechendere Gesichtsbildung; in allem übrigen aber ist er dem letztern so ziemlich ähnlich.

Die Volksklassen zerfallen in den hohen und niedern Adel, in Kaufleute und Künstler, wozu die deutschen Müller mit ihren Wassermühlen gehören, diese drei Klassen heißen Herrn (Panns), und in Handwerker; dann in Kronbauern oder solche, welche den Staatsdomänen, und jene, welche den Gütern der Edelleute angehören. Den ersten Rang unter allen Klassen hat die Geistlichkeit, ob sie gleich zum Teil in Hinsicht auf Bildung weit zurück ist. Die höheren Stände weichen, im Durchschnitt genommen, von den gebildeten Ständen in andern europäischen Ländern wenig ab. Auch unter Kaufleuten und Künstlern, besonders Deutschen, findet man Männer von feinem Ton, mit nützlichen Kenntnissen begabt. Aber auf einer traurigen Stufe von Entwürdigung stehen die Bauern, was jedoch bei den Bauern der Krone weniger der Fall ist. Ihre Verhältnisse sind nach humaneren Grundsätzen geregelt, sie sind weniger der Willkür unterworfen als die Bauern der Edelleute, ihre Dörfer sind sorgfältiger gebaut, es herrscht unter ihnen mehr Reinlichkeit, eine bessere Kleidung deutet auf Wohlstand. Ihr Benehmen ist freier, weniger zurückstoßend gegen Fremde, und wenn wir uns in ihre Gebräuche, besonders in die Begrüßung durch das Kreuz bei dem Eintritt in ihre Wohnungen fügten, so fanden wir erträglichen, oft freundlichen Empfang.

Der Bauer des Edelmanns aber ist ein kriechendes Geschöpf, ärmlich, schmutzig und roh; vor jedem wohlgekleideten Menschen demütigt er sich; vor dem Gutsherrn, wenn er ihn in einer Entfernung von hundert

Schritten gewahr wird, wirft er sich nieder, als wolle er ihn im Staube anbeten. Seine Kost ist dürftig, Schtschisuppe, Sauerkraut und Brot, an hohen Festtagen spärliches Fleisch.

Die Russen, besonders die untern Klassen, sind sehr religiös, und obgleich ihre Gebräuche von vielen gekannt sind, so erwähne ich doch einen, der es vielleicht weniger sein möchte, nämlich die Wasserweihe am heiligen Dreikönigstage.[40] Es wird nämlich eine große Öffnung in das Eis eines Flusses gehauen, an diese Öffnung begibt sich eine feierliche Prozession unter Vortritt der Geistlichkeit; der zu dieser Handlung bestimmte Gläubige wird an einem Strick in das Wasser bis über den Kopf geworfen, unter besondern Einsegnungen der Geistlichkeit, dann aber schnell wieder herausgezogen, worauf er sogleich nach Hause eilt. Das Volk schöpft nun von dem Wasser, das durch diese Handlung eine Weihe erhält, die ihm bis zum künftigen Jahre bleibt.

Die Strafjustiz in diesem Lande bietet empörende Erscheinungen dar, die in den qualvollsten körperlichen Züchtigungen bestehen. Ich war Augenzeuge von der Strafe eines Verbrechers, der nach Sibirien verwiesen wurde; er erhielt zahllose Knutenhiebe, der halbe Kopf und Bart ward ihm geschoren, dann ein Nasenloch aufgeschlitzt und der Adler auf die Stirne gebrannt. Diese gräßliche Strafe ward auf dem Markt vollzogen, wo ein Gerüst aufgeschlagen war, welches eine schiefe Richtung hatte; an diesem Gerüste wurde der Delinquent durch Öffnungen befestigt, die für Kopf, Arme und Beine angebracht waren, so daß der Unglückliche sich nicht im mindesten bewegen konnte. In dieser Lage geschieht die Züchtigung mit der Knute; ich übergehe die nähere Beschreibung dieses Instruments, von dem man sich leicht einen Begriff machen kann, wenn ich bemerke, daß gewöhnlich bei dem ersten Hiebe die Haut aufspringt.

Nach einem viertägigen Aufenthalt in Kamischinck lernte ich dort einen deutschen Müller namens Ring kennen, an dem ich einen sehr gebildeten Mann fand. Seine Mühle war zwölf Stunden von Kamischinck entfernt, allein sein ausgedehnter Handel mit Getreide und Mehl führte ihn öfters in diese Stadt; so war er denn auch diesmal hier, um ein Schiff mit Früchten laden zu lassen und nach Astrachan abzuschicken. Dieser Mann war in Würzburg geboren, aber schon in einem Alter von acht Jahren mit seinem Vater in die dortige Gegend gekommen. Er hörte mit vielem Interesse von den Gebräuchen, Sitten und sonstigen Verhältnissen seines Vaterlandes erzählen, deren er sich nur dunkel erinnern konnte. Nachdem wir näher miteinander bekannt geworden waren, machte er mir den Vorschlag, solange meine Gefangenschaft währe, seinen Kindern einigen Unterricht zu erteilen, indem seine Mühle von der nächsten Kolonie zwei Stunden entfernt liege, und er sonst keine Gelegenheit fände, sie unterrichten zu lassen. Ich war in einer Lage, in der mir dieses Anerbieten höchst wünschenswert sein mußte. Meine Kleider sowohl als die Garderobe meines Freundes Braun waren äußerst abgängig geworden, unser Tagegeld reichte kaum für den nötigsten Bedarf hin. Durch jenen Unterricht konnte ich doch etwas erwerben und uns beide aus der Verlegenheit reißen; ich willigte daher in den Vorschlag. Der brave Kommandant gab mir gerne den verlangten Urlaub unter der Garantie des Müllers und unter der Bedingung, mich in vierzehntägigen Fristen jedesmal bei ihm zu sistieren. Ich reiste nun mit meinem neuen Prinzipal ab und wurde von seiner Familie mit vieler Auszeichnung empfangen. Man stellte mir die Jugend vor, die meinem Unterricht anvertraut werden sollte, welche ziemlich zahlreich war, übrigens durch ihr bescheidenes

Benehmen eine sorgfältige Erziehung verriet. Die Mühle hatte eine herrliche Lage, ihre innere Einrichtung war äußerst zweckmäßig, im Hauswesen wie im Geschäftsverhältnis herrschte strenge Regelmäßigkeit. Das Wohngebäude hatte zwei Stockwerke; bei demselben befand sich eine schöne Gartenanlage, mit Bäumen von den vorzüglichsten Obstgattungen versehen, deren Unterhaltung bei dem dortigen strengen Winterklima sehr kostspielig ist; der ziemlich große Garten bot verschiedene geschmackvolle Partien dar. Mein Unterricht hatte deutsche Sprache, Schreiben, Rechnen und Religion zum Gegenstand, er schränkte sich bloß auf vier Stunden täglich ein.

So angenehm indessen der dortige Aufenthalt für mich war, so wenig konnte ich es über mich gewinnen, meinen Trübsinn über meine Lage als Gefangener, besonders über die Trennung von den Gefährten meiner Leiden, hauptsächlich aber von dem mir unentbehrlich gewordenen Freunde Braun zu bergen. Die Familie mochte dies nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen an mir bemerkt haben, man war auf Zerstreuung bedacht. Ich wurde von meinem Prinzipale eingeladen, mehrere benachbarte Kolonien und bei dieser Gelegenheit seinen Bruder zu besuchen, der auf einer Kolonie, Dreispitz genannt, ebenfalls eine Mühle besaß. Auch hier ward mir, wie in den deutschen Kolonien, gewöhnlich der vaterländische, gastfreie Empfang, besonders wurde ich durch eine auserlesene, ziemlich große Bibliothek überrascht, die größtenteils aus landwirtschaftlichen Werken bestand. Dieser, in der Tat sehr unterrichtete Mann, gewährte mir eine ebenso belehrende, als angenehme Unterhaltung. Wir fuhren in seiner Gesellschaft in die Kolonie Schwab, um den dortigen Bouberner (ein Polizeibeamter, der einem, auch zuweilen mehreren Dörfern vorgesetzt ist), einen Freund der beiden Brüder,

der das Unglück hatte, seines Gesichts beraubt zu sein, zu besuchen. Meine Ankunft daselbst versammelte bald einen zahlreichen Kreis der dortigen Bewohner, die mich mit Freundschaftsbezeichnungen überhäuften, aber auch mit zahllosen Fragen nach dem Vaterlande bestürmten, das in ihnen noch immer im heiligen Andenken lebte, so daß ich nur wenige Zeit fand, mich mit dem guten Blinden zu unterhalten.

Nach meiner Zurückkunft in der Mühle fing ich meinen Unterricht wieder an, den ich jedoch nicht lange ohne Unterbrechung fortsetzen konnte, weil ich nach Verlauf der vierzehntägigen Frist mich bei dem Kommandanten in Kamischinck, wie ich oben erwähnte, zu sistieren hatte, wohin mich mein Prinzipal fahren ließ, nachdem er mich mit einem Kaftan und einer russischen Kopfbedeckung versehen hatte. Der Kommandant in Kamischinck nahm meine Pünktlichkeit, mit der ich die vorgeschriebene Frist einhielt, sehr gut auf und lud mich zum Frühstück ein. Ich eilte hernach zu meinem Freunde Braun, der sich über meine Abwesenheit beklagte und mich versicherte, daß sein Aderlaßgeschäft sowie überhaupt seine ärztliche Praxis, welcher er nur sehr mittelmäßig oblag, eine bedeutende Ausdehnung erhalten würde, wenn ich ihm mit meiner wenigen Kenntnis der russischen Sprache behilflich sein würde. Als ich ihm von der Blindheit des Bouberners Schwab erzählte, versicherte er mich, daß, wenn sich der Zustand desselben dazu eignete, er es unternehmen wolle, ihn zu operieren, indem er sich in Berlin unter Anleitung der vorzüglichsten Augenärzte im Starstechen geübt und darin besondere Fertigkeit erlangt habe; nur fehle ihm für den vorliegenden Fall eine Starnadel.

Ich eilte nun zurück nach Hause; nachdem ich acht Tage meinen Unterricht dort fortgesetzt hatte, bat ich

meinen Prinzipal, mich in die Kolonie Schwab zu dem Bouberner fahren zu lassen, was er auch gerne gewährte, weil sich ihm die Möglichkeit zeigte, diesen seinen Freund von der Blindheit, mit der er behaftet war, kuriert zu sehen. Bei meiner Ankunft in Schwab nahm ich mein Absteigequartier im Wirtshause, wo mich eine alte, gutmütige Frau, die ihrer Sprache nach aus der Wetterau stammte, recht treuherzig aufnahm, mich als Landsmann ihr Vetterchen nannte, und mir während dem Laufe der Unterredung erzählte, daß ihr Mann ein geborener Pfälzer namens Gemsemer sich mit Aderlassen beschäftige, und deshalb oft in entferntere Orte gerufen würde, indem außer Saratow und Katharinenstadt[41] kein Arzt oder Chirurg vorhanden sei; sie sei in Dauernheim in der Wetterau geboren, und mit ihren Eltern, die dort in Dürftigkeit gelebt hätten, als Kind von neun Jahren in ihren jetzigen Wohnort gekommen, wo ihnen anfänglich auch kein besseres Los geworden, in wenigen Jahren aber sich ihre Lage sehr gebessert habe. Gegen Abend kam der Mann von seinem Ausflug in die Umgegend zurück; auch von diesem ward ich mit ausnehmender Freundlichkeit begrüßt. Von seiner Kunst sprach er eben nicht mit vielem Interesse und wünschte von den ermüdenden Reisen in oft entfernte Kolonien, die seinem Alter sehr beschwerlich fielen, befreit zu sein. Als ich mit diesem Manne, den ich jetzt als Kunstverwandten ansah, von der möglichen Augenoperation des Bouberners sprach, geriet er, der den letzteren sehr hoch zu schätzen schien, in die größte Freude und begab sich sogleich in meiner Gesellschaft zu demselben, wo unsere Mitteilung und die dadurch erregte Hoffnung, des langentbehrten Gesichtes wieder teilhaftig zu werden, den guten Mann in die freudigste Bewegung versetzte. Er war durch meine Nachricht so ergriffen, daß er mir

weinend in die Arme sank, und versicherte, gerne sein sauer erworbenes Vermögen mit den Armen teilen zu wollen, wenn er von seiner Blindheit befreit würde, die um so drückender auf ihm lastete, da er kinderlos und also in seinem Unglücke liebender Stützen und des schönsten Trostes beraubt war. Er bat mich nun dringend, sobald als möglich meinen Freund, den Doktor, mitzubringen, damit dieser seinen Zustand untersuche.

Ich fuhr nun in die Mühle zurück. Hier eröffnete ich meinem Prinzipale, daß ich auf das dringende Zureden meines Freundes Braun jetzt wünschte, denselben auf seiner ärztlichen Laufbahn unterstützen und begleiten zu können, und daher meinen Unterricht aufgeben müßte. Man hörte meine Gründe, und so schied ich aus dem Schoß dieser würdigen Familie, um mich auf einer andern Laufbahn zu versuchen.

In Begleitung meines Prinzipals fuhr ich nach Kamischinck, das Interesse für die Genesung des Bouberner veranlaßte ihn hauptsächlich zu dieser Reise, indem er mit Braun selbst über den Gegenstand reden wollte. Bei unserer Ankunft trafen wir unseren Freund in voller Tätigkeit; der Schneider, bei dem wir logierten, war mit Verfertigung von Aderlaßbinden beschäftigt, und Braun hatte erst kurz vorher seine Kunst an einem Kolonisten erprobt, der durch Aderlaß und andere Mittel von einer schweren Krankheit gerettet ward. Dies machte großen Ruf, der uns in der Folge eine bedeutende Praxis eröffnete; ich sage uns, weil ich der unzertrennliche Gefährte von Braun war, und ihm bei seinen Operationen nicht nur hilfreiche Hand reichte, sondern auch mit den russischen Patienten verständigte, die er bei gänzlichem Abgang dieser ihm nun einmal widerlichen Sprache über ihren Zustand weder befragen, noch ihre Klagen vernehmen konnte.

Nachdem wir nun übereingekommen waren, daß Braun den Augenzustand des Bouberners sobald als möglich untersuchen solle, begaben wir uns alle drei zu dem Kommandanten, wo Braun und ich auf die Vorsprache des Müllers Ring (meines ehemaligen Prinzipals) und unter dessen Garantie, sowie unter Vorbehalt, uns in bestimmten Fristen bei dem Kommandanten zu melden, die Erlaubnis erhielten, uns zum Behuf unserer ärztlichen Praxis von Kamischinck, je nachdem es diese erfordern würde, zu entfernen, wobei dann gleichzeitig Freund Braun die Befugnis zu praktizieren erhielt.

Ich gehe jetzt in das Innere unserer ärztlichen Beschäftigung ein, die bis zum Augenblick unserer Befreiung währte. Sie würde von weit weniger Interesse sein, wenn jene achtbare Kunst wirklich unser eigentlicher Beruf gewesen wäre. Allein Braun, obgleich ursprünglich dazu bestimmt, hatte sie seit langer Zeit als ihr unvollendeter Jünger verlassen, und mir war ihre Weihe nie, auch im entferntesten, zuteil geworden. Man denke sich nun dieses par nobile fratrum[42], in welchem sich mit dem Mangel des Wissens noch die Sprachunkunde verband, an die Krankenlager des fernen Asiens versetzt. Der Arzt von Beruf wird mitleidig sein Auge von den Armen wenden, die zu solcher Hilfe ihre Zuflucht nahmen, und begierig sein, die Totenlisten jener Gegenden aus der verhängnisvollen Periode unseres ärztlichen Wirkens zu sehen, um die Zahl der Opfer zu erkunden, die unserer Kunst fielen. Aber er irrt, uns starb niemand. Wir kamen und schieden verehrt, geliebt und angestaunt als Meister einer Kunst, von der wir beide im Grunde nichts verstanden. Doch zur Sache.

Die erwähnte Kur an dem Kolonisten verbreitete,

wie gesagt, unseren Ruf in Kamischinck. Ein dortiger reicher Kaufmann, ein Nationalrusse, der stark mit Geschwüren behaftet war, vertraute sich uns an. Was ihm Braun verordnete, wissen die Götter. Kurz, der Mann fühlte sich allmählich erleichtert, und uns gewährte er seinerseits die wesentliche Erleichterung, daß wir seine täglichen Gäste beim Frühstück waren, welches aus trefflichen geräucherten Fischen, Kaviar, der frisch und eingemacht an der Wolga gewöhnlich zum Frühstück gereicht wird, und einer Dosis guten Grog bestand. Unsere sonstige Praxis vermehrte sich täglich; aus Kamischinck sowohl als aus den Kolonien meldeten sich Kranke, die unsere Hilfe in Anspruch nahmen. Häufig ward auch Braun in die Häuser gerufen; in diesem Fall empfing ich die Patienten in seiner Abwesenheit, ließ mir ihre Gebrechen erklären und stattete dem Herrn Doktor bei seiner Zurückkunft gehörigen Bericht ab. Braun pflegte nach eingezogener Kunde, wenn er es für ungefährlich hielt, gewöhnlich einen Aderlaß zu verordnen, den er selbst vornahm, auch wohl ein Rezept hinzuzufügen, wofür der Patient einen Rubel pro studio et labore[43] bezahlte. Da indessen die nächsten Apotheken in Saratow und Katharinenstadt, folglich fünfzig bis sechzig Stunden entlegen waren, so veranstalteten wir Kräutersammlungen und machten die Medikamente selbst. Das Aderlassen mußte aber, wenn es nur einigermaßen zulässig war, immer ein Hauptremedium bleiben, weil das Vorurteil der Russen und selbst der deutschen Kolonisten für diese Heilmethode tiefe Wurzeln geschlagen hatte, und besonders der Russe sich schon halb kuriert dachte, wenn das Aderlaßinstrument an ihm appliziert wurde. Welche Masse von Blut auf diese Weise von uns vergossen ward, läßt sich leicht denken. Unsere Beschäftigung, die bei der steigenden Zelebrität des deut-

schen Doktors (wie Braun genannt ward) stets zunahm, füllte unsere ganze Zeit aus. Nur von acht Uhr abends bis zehn Uhr erlaubten wir uns im Kreise unserer Mitgefangenen einige Erholung.

Unsere Praxis in Kamischinck erlitt eine Unterbrechung durch die Abberufung nach der Kolonie Schwab zur Untersuchung des Augenzustandes von dem mehr erwähnten Bouberner. Braun fand denselben zur Operation geeignet, schrieb dem Patienten die gehörige Diät vor, und so kehrten wir, nachdem wir uns zwei Tage dort aufgehalten hatten, während welcher wir einer Masse von Kranken, die sich zu uns drängten, die gewöhnliche Aderlaßkur beigebracht hatten, nach Kamischinck zurück; wobei nicht unbemerkt bleiben darf, daß wir unsere deutschen Landsleute unentgeltlich bedienten.

Nach unserer Zurückkunft war unsere erste Sorge, die für die Operation des Bouberners benötigten Instrumente herbeizuschaffen. Es gelang uns indessen bloß eine alte verrostete Starnadel aufzutreiben, in deren Besitz ein sehr bejahrter Arzt war, der seinem Berufe längst entsagt hatte und in Kamischinck privatisierte.

Wir setzten nun unsere Arbeiten mit gleicher Tätigkeit und gleichem Erfolg für unsere Kranken wie für uns fort, bis wir gegen Ende September in die Kolonie Schwab zur Operation des Bouberners abgeholt wurden. Zu dieser Operation wurde als Kunstverwandter der früher bemeldete Gemsemer zugezogen, den man in der dortigen Gegend das Aderlaßmännlein nannte. Die Vorbereitungen wurden unter Anleitung der Operateurs kunstgerecht getroffen. Das ganze Zimmer wurde behängt, ein Teppich in der Mitte ausgebreitet, und auf denselben ein Stuhl gestellt, auf dem der Patient seinen Platz nahm. Das Aderlaßmännlein hielt ihm den Kopf, mir aber ward der mißliche Auftrag, durch Einsetzung

des Fingers in das rechte Augeneck das Auge in einer ruhigen Lage zu erhalten, und nun schritt Braun zur Ablösung des Felles. Mich, der nie Ähnliches gesehen hatte, überfiel bei der Operation eine unbeschreibliche Angst, denn jeden Augenblick fürchtete ich, daß bei einem Fehlstich mir das Auge entgegenspritzen würde, doch Braun, der dies bemerken mochte, rief tröstend zu: „Nur noch einen Augenblick und die Operation ist vollendet"; und wirklich gelang es seiner gewandten Hand, das Auge vom Felle zu befreien. In hochfreudiger Aufwallung rief der Leidende aus: „Ach Gott, ich sehe!" Braun besorgte nun den weiteren Verband und was sonst noch zur vollständigen Genesung nötig war. Diese Kur hielt uns vierzehn Tage in Schwab auf, denn Braun wollte den guten Bouberner mit aller möglichen Sorgfalt behandelt wissen. Der Ruf von dessen gelungener Wiederherstellung verbreitete sich schnell von Kolonie zu Kolonie. Die Augenkranken in einer Entfernung von sechzig bis siebzig Stunden Wegs strömten herzu und nahmen unsere Hilfe in Anspruch. Aber Braun fand nur wenige zur Operation geeignet, und an diesen wenigen wagte er es nicht, sie anzuwenden, weil wir jetzt schon den Oktober, folglich die kältere Jahreszeit erreicht hatten.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte in Schwab kehrten wir nach Kamischinck zurück. Unsere dortigen Beschäftigungen erlitten bloß kleine Unterbrechungen durch Besuche, die wir teils bei dem operierten Bouberner, teils bei andern Kranken in den dortigen Kolonien abstatteten; sowie wir dann auch zuweilen an Lustpartien teilnahmen, wovon die dortigen Kirchweihfeste uns am meisten ansprachen und uns gleichsam in die Heimat versetzten, indem sie mit derselben lauten Freude, mit denselben Gebräuchen und mit derselben gastfreien Aufnahme

fremder Teilnehmer, kurz, wie im deutschen Vaterlande gefeiert wurden.

Im Monat November trat die in diesen Gegenden gewöhnliche ungeheure Kälte ein, gegen die wir aber jetzt, dank der einträglichen Praxis des deutschen Doktors, gehörig durch Pelze geschützt waren, so daß wir unsere Reisen auf das Land mit aller Bequemlichkeit unternehmen konnten. Auf einer derselben, die wir in die Kolonie Schwab machten, um unseren Bouberner zu besuchen, bei dem wir übernachteten, wurden wir aus tiefem nächtlichen Schlafe geweckt, und in die Kolonie Dreispitz zu unserem früher erwähnten Freunde, dem dortigen Müller Ring, abgeholt, indem man uns sagte, ein Pate desselben, ein junger hoffnungsvoller Mensch, der einzige Sohn einer bejahrten Witwe, sei gefährlich krank geworden. Wir trafen bei unserer Ankunft den Patienten leider in einem Zustande, der keine Hoffnung verhieß. Braun erklärte ihn gleich bei der ersten flüchtigen Untersuchung für rettungslos verloren und behauptete, seine Eingeweide seien bereits in Brand übergegangen. Demuneracbtet wurden mancherlei Mittel angewendet, unter andern ein Klistier, das mir der Art wegen, wie es dem Patienten beigebracht ward, merkwürdig war. Es vertrat nämlich eine Schweinsblase mit einem Federkiel die Stelle der Spritze. Aufschläge, Tee und sonstige Hausmittel (denn zur Apotheke konnte man dort keine Zuflucht nehmen) wurden gegen das unheilbare Übel angewendet, aber die starke Natur siegte über die schwache Kunst, und in wenigen Stunden hatte der arme Junge ausgelitten. Der Schmerz der Mutter war tiefergreifend, und ihr einziger Trost noch der, daß sie uns um sich hatte, sowie wir dann auch dort bleiben mußten, bis der beweinte Sohn seine Ruhestätte gefunden hatte, was uns zwei Tage an diesem Orte auf-

hielt. Wir schieden, lehnten aber die wirklich generöse Entschädigung, die man uns anbot, standhaft ab, treu dem Vorsatze, unsere deutschen Landsleute unentgeltlich zu bedienen. Dieser Patient war der einzige, der unter Zuziehung der Kunst des deutschen Doktors starb; aber Braun versicherte, und auch der Nichtarzt sah dies deutlich, daß das Übel einen Grad erreicht hatte, der jede Rettung unmöglich machte. Ich konnte also oben, bei dem Blick, den ich im allgemeinen auf unsere ärztliche Tätigkeit warf, mit Recht sagen, daß uns niemand gestorben sei.

Während wir nun fortdauernd in reger Ausübung des nun einmal ergriffenen Geschäftes waren, traten doch häufig Besorgnisse für meine Zukunft ein, für den Fall, daß unsere Gefangenschaft von längerer Dauer sein sollte. Braun konnte von mir getrennt werden, und da meine dermalige bessere Lage bloß von dem Freunde abhing, so mußte ich bei eintretender Trennung einer traurigen Zukunft entgegensehen. Ich bereitete mich daher auf das Schlimmste vor, und suchte mir die russische Sprache, die ich bloß allmählich durch Umgang mit Russen, aber immer nur äußerst oberflächlich erlernt hatte, gründlich anzueignen. Hierzu war mir ein ehemaliger russischer General behilflich, der ein Deutscher war, mit seiner Nichte in Kamischinck in größter Zurückgezogenheit lebte, und dem ich als deutscher Offizier meine Aufwartung gemacht hatte. Ich wurde, so oft meine sonstige Beschäftigung es mir erlaubte, einen Besuch in diesem Hause abzustatten, mit vieler Güte aufgenommen. Der General billigte meinen Vorsatz sehr, das Russische zu erlernen und unterstützte mich selbst darin, indem er mir einige Anweisung gab und seine Bibliothek zu benutzen gestattete. Überdem hatte ich in der Erlernung dieser wirklich schweren Sprache

eine wesentliche Unterstützung in seiner liebenswürdigen Nichte, die zwar wenig deutsch, aber desto geläufiger russisch sprach und schrieb, so daß wir uns beide, inwiefern meine sonstigen Verhältnisse mir die Zeit dazu darboten, wechselseitig unterrichteten.

Diese Sicherheitsmaßregel für meine Zukunft, zu welcher die traurige Perspektive in eine lange Gefangenschaft mich veranlaßte, die meine von den noch frischen Bildern des erlittenen Elends gequälte Phantasie mir in düstern Stunden oft vorführte, war indessen unnötig. Der Tag erschien, der mir diese, dem Gehör wie der Zunge des Deutschen durchaus nicht zuträgliche Sprache eines Landes entbehrlich machte, in dem ich so vielem Unheil ausgesetzt war, und mit dem ich für die ganze Zeit meines Lebens nur durch bittere Reminiszenzen in Beziehung stehe. Gefühle, die dadurch nicht beschwichtigt werden konnten, wenn hie und da einzelne aus der Masse, denen ich übrigens, wie man sich überzeugt hat, hier volle Gerechtigkeit widerfahren lasse, sich durch eine Humanität bemerkbar machten, die man im deutschen Vaterlande und bei jedem zivilisierten Volke allgemein verbreitet findet.

Am 22. Dezember 1813 fuhr unerwartet der Staatsschlitten des Kommandanten an unserer kleinen Wohnung vor; der Bediente desselben trat bei uns ein und bat uns, dem Befehle seines Herrn gemäß, mit ihm zu fahren. Wir bestiegen den bequem eingerichteten und schön dekorierten Schlitten, und gelangten in kurzer Zeit zu der Wohnung des Kommandanten. Beim Aussteigen machte mich der Kutscher auf meine Nase aufmerksam, die einem Eiszapfen gleich an meinem Gesichte herabhing, ich hatte sie auf dem kurzen Wege erfroren, weil ich bei der Eile unserer Abfahrt mein Gesicht nicht gehörig verwahrt hatte. Durch fortdauerndes Reiben mit

Schnee wurde diesem Mißstande in wenigen Minuten abgeholfen, und ich eilte nun mit **Braun** in das Zimmer des Kommandanten, der uns mit offenen Armen entgegenkam, uns umhalste, küßte und mit freudestrahlenden Blicken unsere Befreiung ankündigte. Sein ganzes Benehmen verriet den wärmsten Anteil an unserer Befreiung, er las mit lauter, lebhafter Stimme oder deklamierte uns vielmehr mehreremal die Ukase vor, welche uns der Gefangenschaft entledigte, und lud uns zu einem köstlichen Frühstücke ein. Indessen konnten wir uns der Freude nicht so unbedingt überlassen; die anzutretende lange Reise von mehr als tausend Stunden Wegs, wovon der größere Teil uns durch Gegenden führte, die uns an nichts als die furchtbarsten Leiden erinnerten, und welche wir jetzt allein, ohne Eskorte, folglich gewissermaßen schutzlos, durchziehen sollten, weckte in meinem Freunde und mir Besorgnisse, die wir durch unser Mienenspiel verraten haben mußten, denn der Kommandant schien erraten zu haben, was unser Inneres bewegte, indem er, ohne daß wir ihn durch irgendeine Äußerung von unserer Seite dazu veranlaßt hätten, von der Reise, als einem leichten Unternehmen, sprach, das für uns mit keinen Schwierigkeiten verbunden sei; er ward hierin von seiner Gattin unterstützt, die das Interesse, das sie an unserer Befreiung nahm, auf die herzlichste Weise zu erkennen gab.

Nach eingenommenem Frühstück sagte uns der Kommandant, daß wir bis Weihnachten unfehlbar in Saratow einzutreffen hätten, und da wir bis dahin nur zwei Tage für die Reise hatten, so stellte er es in unseren Willen, ob wir noch denselben Tag oder den folgenden abreisen wollten. Wir zogen das erstere vor, denn wer enteilt nicht, wenn die Stunde der Befreiung schlägt, *dem Kerker*? Auch hatte er die Aufmerksamkeit, uns

zu fragen, ob wir von unseren Patienten gehörig honoriert worden seien; im Fall wir Ausstände hätten, wolle er für schleunige Befriedigung sorgen. Es war dies der Fall nicht, bis auf unbedeutende Ausnahmen, die wir auch nicht reklamieren wollten. Wir erhielten nun sogleich unsere Marschroute bis Saratow ausgefertigt, kraft der wir von Station zu Station ohne Aufenthalt weitergefahren werden mußten. Nachdem wir von dem Kommandanten, der uns, während wir uns in Kamischinck aufhielten, unser Los auf alle mögliche Weise erleichtert hatte und uns sogar oft vergnügte Stunden bereitete, indem er uns besonders, wenn Offiziere aus den benachbarten Garnisonsstädten ihn besuchten, zu diesen Freundschafts- und Ehrenmahlen zog, den rührendsten Abschied genommen und ihm und seiner liebreichen Gattin unsere Dankbarkeit für alle erwiesene Güte bezeigt hatten, begaben wir uns in den früher erwähnten Staatsschlitten und fuhren in unsere ärmliche Wohnung zurück, machten schnelle Anstalten zu der Abreise, verabschiedeten uns bei unseren übrigen Leidensgefährten und den Freunden und Bekannten, die wir uns während unseres dortigen Aufenthalts erworben hatten, und fuhren des Nachmittags um zwei Uhr in einem Schlitten ohne alle Begleitung ab.

Fünftes Kapitel.

Rückreise von Kamischinck in das Vaterland.

Der Weg führte uns über die Kolonie Schwab, wo die Pferde gewechselt wurden. Hier nahmen wir Abschied von unserem guten Bouberner, der, wie oben erzählt, der Geschicklichkeit Brauns das wiedererhaltene

Augenlicht verdankte. Bei der Ankündigung unserer Trennung brach er in lauten Jammer aus, denn noch immer bedurfte er Brauns Rat für die künftige Sicherung seines so glücklich wiedergefundenen Gesichtes. Braun wußte ihn jedoch zu beruhigen, indem er ihm ausgedehnte Verhaltungsregeln für die Zukunft gab. Auch dem ehrlichen Aderlaßmännlein und seiner freundlichen Ehehälfte brachte ich den Scheidegruß. Man versah uns auf dieser Kolonie mit Lebensmitteln und sonstigen Kleinigkeiten für die Reise, und entließ uns unter tausend Glück- und Segenswünschen. Und nun jagten wir, tief eingehüllt in die herrlichen Pelze, die uns unsere Praxis gehörig verschafft hatte, in unserem Schlitten, mit den flüchtigen Pferden der dortigen Gegend bespannt, auf der Eisdecke des Wolgastromes unaufhaltsam dahin. Reichlich ward den Fuhrleuten der alles bewirkende Branntwein gespendet, um guten Willen zu erhalten, und so kamen wir den 23., um 12 Uhr nachts, wohlbehalten in Saratow an.

Den folgenden Tag begaben wir uns zu dem Gouverneur, dessen früher geschilderte, menschenfreundliche Aufnahme der Gefangenen meinen Lesern noch erinnerlich sein wird. Auch diesmal wurden wir auf dieselbe liebreiche Weise empfangen. Sein erstes Anliegen war, sich zu vergewissern, auf welche Art wir in Kamischinck behandelt worden seien. Als wir nun, wie dies wohl nicht anders sein konnte, dem trefflichen dortigen Kommandanten alle Gerechtigkeit widerfahren ließen und in Lobeserhebungen ausbrachen, die der edle Mann in jeder Hinsicht verdiente, fand sich der Gouverneur auf das Freudigste ergriffen und rief in tiefer Bewegung aus: „So ist es recht, Menschenliebe ist der Mensch dem Menschen schuldig, dem Freunde wie dem unglücklichen Feinde, das ist der Wille unseres großmütigen Kaisers.

Was Sie auch in Rußland Schreckliches erlitten haben mögen, schreiben Sie es nicht auf Rechnung der Regierung, messen Sie es vielmehr der Erbitterung bei, in welche die mutwillige, durch keine frühere Feindseligkeit herbeigeführte, mit Blut, Raub und Zerstörung bezeichnete Invasion in ein ruhiges Land ein Volk versetzte, das, wenn es einmal auf solche Weise angereizt ist, die Schranken gewohnter Ordnung überschreitet und sich zu Verirrungen verleiten läßt, zu denen es sich berechtigt glaubt, weil es in ihnen nur Repressalien der vielen Leiden sieht, die man über das Vaterland verhängt." Wir konnten den Ansichten des Gouverneurs nichts entgegensetzen, allein die Überzeugung blieb uns aus eigener Erfahrung, daß bei dem höchsten Edelmut des Regenten es doch in Rußland mehr wie in andern Ländern von untergeordneten Beamten abhing, dessen weiseste und humanste Anordnung willkürlich zu beseitigen. Gegen einen Gouverneur von Saratow oder Kommandanten von Kamischinck und Jerkasky, die uns mit Liebe behandelten, zählten wir vielleicht zehn solcher Beamten, welche der Intention des Monarchen und seinen strengsten Befehlen zum Trotz die Ansichten der rohen Massen teilten, und uns ihren Verirrungen, wie der gute Gouverneur die verübten Unmenschlichkeiten nannte, ungestraft preisgeben ließen.

Der Gouverneur machte uns nun mit dem Befehl des Kaisers bekannt, jedem gefangenen Offizier zu seiner Equipierung und Reise hundert Rubel Papiergeld anzuweisen; diese Nachricht war uns äußerst willkommen, besonders Braun und mir, denn der ersparte Ertrag unserer Praxis reichte doch nicht hin, die Kosten der weiten Reise zu decken. Beim Empfang des Geldes legte uns der Gouverneur außer der Quittung eine Schrift zur Unterzeichnung vor, welche die Erklärung

enthielt, daß wir während unseres Aufenthalts im Gouvernement Saratow keinen Anlaß zu irgendeiner erheblichen Klage gefunden hätten. Ich erinnerte mich der schändlichen Mißhandlung, welche der Quatalnick der Eskorte, die uns von Saratow nach Kamischinck begleitete, an uns verübt hatte, indem er uns zwei Tage geschlossen und ohne andere Nahrung als Brot und Wasser zu Fuß gehen ließ, worüber sowohl wir als der Kommandant von Kamischinck bei dem Gouverneur die Klage eingereicht hätten, und erlaubte mir, die Unterzeichnung der Erklärung zu beanstanden, bis ich die Gewißheit haben würde, daß uns durch Bestrafung dieser unerhörten Brutalität Genugtuung geworden sei. Der Gouverneur erwiderte mir hierauf, es sei ihm angenehm, durch meine offene Bemerkung Gelegenheit zu erhalten, uns darzutun, daß Mißhandlungen, an den Gefangenen verübt, als Verbrechen angesehen und als solche auf das strengste bestraft würden. Der Quatalnick sei degradiert und nach Sibirien abgeführt worden; eine der härtesten Strafen, die man über Verbrecher verhängte. Zugleich befahl er seinem Adjutanten, uns auf die Polizei zu führen, und dort die Listen der Verurteilten vorzeigen zu lassen, damit wir uns von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen könnten. Weit entfernt, das Wort dieses edeln Mannes nur im mindesten zu bezweifeln, verzichteten wir auf jede weitere Nachfrage und unterzeichneten das vorgelegte Attest.

Der Gouverneur entließ uns hierauf mit der Bemerkung, daß unser Aufenthalt in Saratow sich bis Neujahr verzögern würde, und wir bis dahin wie auf der Hinreise einquartiert werden sollten.

Die Weihnachtsfeiertage brachten wir größtenteils in der Mitte deutscher Familien und nach deutscher Sitte zu, überall hatten wir freien Zutritt, überall kam man

uns mit Liebe entgegen. Am ersten Weihnachtsfeiertage erfuhr ich von den in einem deutschen Gasthause versammelten bayerischen, württembergischen, westfälischen und bergischen Offizieren, daß von Seite der Großherzoglich Hessischen Regierung eine Unterstützungssumme von 250 Gulden für jeden gefangenen hessischen Offizier bei Bachi & Komp. in Petersburg angewiesen, und daß die Aufforderung zum Bezug dieser Summe in der Petersburger deutschen Zeitung eingerückt worden sei. Dieser Zeitung war ich in Kamischinck nie ansichtig geworden, konnte also auch von der Verfügung keine Kenntnis haben. Mir indessen Gewißheit zu verschaffen, begab ich mich zu dem Gouverneur und trug ihm mein Anliegen vor. Mit gewohnter Güte hörte er mich an, bestätigte die Nachricht und gab mir sogleich die Versicherung, daß, falls ich wirklich hessischer Offizier sei, als welchen man mich bis jetzt in Rußland zwar anerkannt habe, ohne jedoch dessen gewiß zu sein, weil ich mich in meiner Lage begreiflicherweise nicht habe ausweisen können, so könnte ich versichert sein, die fraglichen 250 Gulden in Bialystock[44] zu erhalten. Er wies mich zugleich an, ihm ein offenes Schreiben in dieser Angelegenheit einzuhändigen, was er unverzüglich nach Petersburg befördern und auf diesem Wege den Bezug der Unterstützungssumme in Bialystock bewirken werde. Unter vielen Danksagungen entfernte ich mich. In der Folge fand ich, daß der wackere Mann redlich Wort gehalten hatte, denn in Bialystock erhielt ich wirklich die jedem gefangenen hessischen Offiziere ausgeworfene Unterstützung.

Wir bereiteten uns nun sämtlich zur Abreise von Saratow vor, schafften uns Schlitten an, wovon jeder nur zwei Personen aufnahm. Braun und ich kauften durch Vermittlung eines deutschen Sattlers uns einen

bequemen Schlitten für 12 Rubel, bewaffneten uns mit Säbeln, und so traten wir an dem Neujahrstage 1814, nachdem wir uns von dem trefflichen Gouverneur verabschiedet und ihm unsere Erkenntlichkeit für die vielfachen Beweise seiner Teilnahme an unseren frühern Leiden und das unverkennbar edle Bestreben, uns unsere Lage durch alle in seinen Kräften liegenden Erleichterungen erträglich zu machen, bezeigt hatten, unsere Rückreise in das langentbehrte, heißersehnte Vaterland an. Es war drei Uhr nachmittags, als wir abfuhren; kaum aber hatten wir anderthalb Werste zurückgelegt, als ein plötzlicher Sturm uns überfiel, der die Fortsetzung der Reise schlechterdings unmöglich machte. Wir mußten nach Saratow zurückkehren, was wir erst spät in der Nacht erreichten. Den andern Tag aber fuhren wir ab und kamen dann ohne alle Unfälle den 19. Januar, nachmittags drei Uhr, glücklich in Tambow an. Die Kälte, die wir auf dem Wege von Saratow nach Tambow auszustehen hatten, war furchtbar; denn ungeachtet unserer warmen Kleidung, der hinlänglichen Nahrung, die wir hatten, und des in solcher Jahreszeit in Rußland unentbehrlichen Branntweins, wurden unsere Augen so vom Froste ergriffen, daß sie oft erstarrt schienen. Die trefflichsten Hilfeleistungen auf diesem Wege gewährte uns der wackere Lindenstruth, der, wie sich die Leser erinnern werden, mich in Saratow auf meinem traurigen Zuge als Gefangener begrüßte, den ich auf der Rückreise dort wieder aufsuchte und mitnahm. Bis Bialystock hatte er die freundliche Aufmerksamkeit, auf jeder Station für unsere Bedürfnisse gehörig bedacht zu sein, so daß wir in diesem Punkte für nichts zu sorgen hatten.

In Tambow wurden wir in die schlechtesten Quartiere verteilt und mußten dort drei Tage verweilen.

Wir trafen einen starken Transport von Offizieren an, die etwas früher als wir aus dem Gouvernement Pensa[45] eingetroffen waren, und deren Anzahl sich etwa auf fünfzig belief, meistenteils Badenser. Da ich noch immer der einzige Hesse unter den gefangenen Offizieren war, so war es mir ein dringendes Anliegen, zu erfahren, ob denn kein Landsmann unter so vielen Leidensgefährten anzutreffen sei. Es gelang mir nach vielen Erkundigungen, endlich ausfindig zu machen, daß sich unter dem in Tambow befindlichen Transport wirklich ein hessischer Offizier namens Dingeldey[46] befinde; es gelang mir bald, ihn in seinem Quartier in Tambow aufzufinden. Unser Zusammentreffen bot eine Mischung von Freude und Wehmut dar, denn der Aufgefundene befand sich in einem sehr leidenden Zustande, indem seine Füße durch den Frost so bedeutend gelitten, daß er seine Zehen verloren hatte. An unserem Wiederauffinden nahmen viele unserer Gefährten Anteil; die Freude ging in ein Fest über, das uns bis zwei Uhr morgens versammelt hielt.

Es versteht sich von selbst, daß ich den aufgefundenen Landsmann in den nähern Kreis der Freundschaft zog, der in Tambow einen kleinen Zuwachs erhalten hatte, indem zu Braun und mir, die alten Unzertrennlichen, sich noch jetzt die badischen Offiziere, Kapitän Greiner[47] und Leutnant Serger[48], gesellt hatten. Wir bildeten einen gemeinschaftlichen Haushalt und teilten brüderlich, was wir hatten. Damit unserem Freund Dingeldey die Unterstützung zuteil wurde, welche den hessischen Offizieren ausgeworfen war, und deren ich oben erwähnt hatte, schrieb ich einen Brief an Bachi & Komp. in Petersburg in Gemeinschaft mit Dingeldey, damit er diese in Bialystock beziehen könne. Für mich hatte sich bereits der wackere Gouverneur von Saratow verwendet. Indessen

konnten wir nur mit Mühe einen Freund in Tambow bewegen, für die Beförderung dieses Briefs zu sorgen, indem er uns versicherte, daß er sich der strengsten Strafe aussetze, wenn der Gouverneur in Erfahrung brächte, daß er uns diesen Dienst geleistet habe. Wir glaubten ihm dies um so mehr, da sich dieser Gouverneur schon bei meiner Hinreise, wie man sich erinnern wird, auf die erwähnte Weise gegen die Gefangenen benommen hatte.

Den 21. Januar fuhren wir zu zwei und zwei in einem Schlitten, jeder mit einem Säbel bewaffnet, von Tambow ab. Der ganze Transport bestand aus 90 Offizieren. Wir durchreisten zum Teil die Gouvernements Weronesch[49] und Kursk, und trafen keine Städte von einer Wichtigkeit an; nur eines seltsamen Auftritts erwähne ich jedoch, weil er dartut, daß auch dem Nationalrussen der untersten Volksklasse hie und da die Kenntnis eines verbessert-gesellschaftlichen Zustandes nicht abgeht.

Ich traf nämlich zwei Tagereisen vom Don entfernt, als ich abends in mein Quartier kam, in meinem Wirt einen etwa 40jährigen muntern Russen, der, nachdem wir ihn nach russischer Sitte begrüßt hatten, uns sehr gastfreundlich aufnahm. Der Mann war äußerst wißbegierig; er erkundigte sich nach den deutschen Sitten und Gebräuchen, vorzüglich aber nach dem Verhältnis, worin die Untertanen zu ihren Fürsten und namentlich zum Adel ständen. — Als ich ihm, soweit es meine Kenntnis in der russischen Sprache erlaubte, wobei immer Gestikulationen den Dolmetscher machten, dieses Verhältnis im vorteilhaftesten Lichte geschildert hatte, verzog er schelmisch lächelnd den Mund, und gab mir mit einem verächtlichen Blicke auf die anwesenden Russen einen Wink, in dieser Unterredung abzubrechen; was mir denn *auch höchst* willkommen war, da ich, von der Reise er*schöpft, mich nach* Ruhe sehnte.

Es ist bereits oben bemerkt worden, daß den gefangenen Offizieren das Tabakrauchen in den Häusern, ob es gleich der russischen Sitte zuwider war, durch eine kaiserliche Ukase erlaubt worden ist. Diese Vergünstigung, von dem höchsten Machthaber erteilt, durften wir also nicht von den Hausbewohnern erst erbitten, die sie uns auch schwerlich erteilt haben würden. Bei unserem gastfreundlichen Wirte machten wir in dieser Beziehung die erste Ausnahme, und um die liebevolle Aufnahme durch einen Akt der Höflichkeit zu erwidern, fragte ich an, ob es uns erlaubt sei, eine Pfeife Tabak in seiner Gegenwart zu rauchen? Ich erhielt die naive Antwort: „Du Narr! rauche immerhin und frage nach niemand; unsere Großen rauchen ja auch in ihren Zimmern". Diese erteilte Erlaubnis erweckte aber bei den übrigen anwesenden Russen, wie wir an ihren verzerrten Gesichtern sahen und aus einzelnen Äußerungen des längst verhaltenen Unwillens schließen konnten, allgemeines Mißvergnügen. Um dieses Mißvergnügen niederzuschlagen und um sein Ansehen als Hausherr zu beweisen, forderte nun unser gefälliger Wirt eine Pfeife, die wir ihm stopften und darreichten. Er blies nun im stolzen Selbstgefühle eine dicke Dampfwolke vor sich hin und brachte uns wacker das Schnapsglas zu; wir taten ebenso wacker Bescheid, weil der Schnaps nicht von der schlechtesten Sorte war.

Des andern Morgens, nach eingenommenem Frühstücke, begleitete uns der freundliche Wirt bis vor sein Gebiet und entließ uns mit dem Segenswunsche: Gott mit euch, ihr Brüder! Herzlich dankend und händedrückend schieden wir von ihm. — Als wir aber kaum zehn Schritte gegangen waren, rief er uns mit einer ernsten bedeutenden Miene zurück, führte uns an den Stall, öffnete die Türe und bat uns höflich einzutrete

So bedenklich auch dieser Eintritt scheinen mochte, so stellten sich doch damals bei uns keine Bedenklichkeiten ein; wir hatten unserem Wirte volles Vertrauen geschenkt, und dieses Vertrauen wurde, wie wir hören werden, gerechtfertigt. Er holte hinter dem Futtertroge eine große Flasche sehr guten Schnaps hervor, schenkte ein großes Glas voll, und leerte dasselbe auf die Gesundheit des Kaisers Alexander. Als Braun und ich mit hochtönendem Vivat! ein Gleiches getan, da eröffnete er uns sein Herz und teilte uns mit, was er den Abend zuvor wegen den anwesenden Russen mitzuteilen Anstand genommen:

„Wir Russen haben ihn recht kennen gelernt den Unterschied", hob er an, „der zwischen euch und uns stattfindet. Wir werden durch die Knute und ihr durch weise Gesetze regiert. Aber es wird eine Zeit kommen, wo wir auch freie Menschen und so glücklich werden, als ihr seid. Der Kaiser ist gut, er will unser Glück; aber der Adel — der Adel!" Hier ballte er die Fäuste und blickte mit zornentflammtem Auge in die Höhe. Wir suchten ihn in der guten Meinung, die er von seinem edeln Kaiser hatte, wie billig, zu bestärken, machten unsere eignen Bemerkungen über solcherlei Äußerungen, die wir aus dem Munde eines russischen Kronbauern nicht erwartet hätten, und nahmen zum zweiten Male Abschied; diesmal unter feurigen Küssen, wozu der Schnaps den Brennstoff geliefert hatte.

Unsere Reisegefährten hatten mit Ungeduld auf unsere Ankunft gewartet, die durch das mitgeteilte Zwiegespräch etwas verzögert worden war; wir bestiegen nun unsere Schlitten, und es ging rasch vorwärts.

Es war eine heftige Kälte und der schneidende Ostwind wehte uns unaufhörlich fein aufgelöste Eisteilchen ins Gesicht, die wie Nadelspitzen brannten.

Hätten wir nicht schon das Gräßlichste erduldet, was der Mensch erdulden kann, hätte sich das Gemälde jener Jammerszenen, die wir nach dem Übergang über die Beresina erlebt, nicht lebhaft unserem Geiste vergegenwärtigt, hätten wir uns nicht wechselseitig daran erinnert, wie wir in den langen schrecklichen Winternächten, halb nackt, um verglimmte Kohlen saßen, den Himmel zur Decke, den Leichnam eines Waffengefährten zum Kopfkissen hatten, und an einem Stückchen Pferdefleisch nagten: so würde diese Reise über die ungeheuren Eisfelder des Nordens, auf welchen wir nur selten ein kleines, schlechtes Dorf passierten und noch seltener einem Reisenden begegneten, uns höchst beschwerlich gedünkt und einen nicht unwichtigen Abschnitt in dem Drama unserer Gefangenschaft gebildet haben. Bei diesen Rückerinnerungen aber erschien sie uns als eine Lustreise; und im Vergleich gegen die Vergangenheit war sie es in der Tat. Unsere früher so sehr zerrüttete Gesundheit war durch die lange Ruhe und die Pflege guter Menschen wiederhergestellt; wir hatten uns sämtlich mit warmen Kleidern und Pelzen versehen, waren von innen durch Schnaps erwärmt, rauchten Tabak, verkürzten uns die Fahrt mit erheiternden Gesprächen und kamen so, von unseren raschen Pferden gezogen und auf den Flügeln der Sehnsucht nach dem heißgeliebten Vaterlande getragen, am 27. Februar, des Nachmittags gegen drei Uhr, in Patriarcha an, einem Städtchen am Don gelegen, welches ungefähr achtzehnhundert Seelen zählt.

Hier angekommen, vermißten wir unseren Quatalnick nebst der russischen Eskorte. Der Trunkenbold war weit hinter dem Zuge zurückgeblieben, und sein Ausbleiben versetzte uns darum in große Verlegenheit, weil er im Besitze unserer Marschroute war, da die Stadtbehörde uns, ohne dieselbe vorgezeigt zu haben, nicht

8*

einquartieren wollte. Zu diesem höchst unangenehmen Vorfalle gesellte sich noch ein anderer, der die nachteiligsten Folgen im Geleite hatte. Ein gefangener polnischer Offizier von unserer Reisegesellschaft, der sich aber aus guten Gründen für einen Österreicher ausgegeben hatte, geriet mit einem Popen, der mit einer Flinte bewaffnet war, in heftigen Wortwechsel. Infolge dieses Wortwechsels sprang der Pole von seinem Schlitten und versuchte den Geistlichen zu entwaffnen. Dieser Umstand gab das Signal zu einem allgemeinen Volksauflaufe. Wir sahen uns plötzlich von einem Haufen wütender Russen umgeben, mit den verschiedenartigsten Waffen versehen, welche der Zufall ihnen in die Hände gab.

Wir waren, wie bereits bemerkt worden, neunzig Mann stark, stellten unsere Schlitten dicht nebeneinander, zogen unsere Säbel und erwarteten den Angriff. Schon waren von verschiedenen Seiten Stücke Holz und Steine an unsere Köpfe geflogen, schon bereitete sich die wütende Menge, die sich wie eine Lawine immer mehr verstärkt hatte, zum Sturme, in welchem wir sicher hätten unterliegen müssen; da erschien unser Retter in der Person eines höheren Beamten, gebot Waffenstillstand und wir ließen uns mit ihm, durch Vermittlung des polnischen Offiziers, welcher den Dolmetscher machte, in Unterhandlungen ein.

Was eigentlich die Veranlassung zu diesem höchst unangenehmen und in der Folge für uns so nachteiligen Auftritt gewesen sei, habe ich nie recht erfahren können, da es mir nie vergönnt war, den Polen zu sprechen.

Von meinen Reisegefährten hörte ich späterhin, der russische Pope habe gedroht, den polnischen Offizier erschießen zu wollen. Wer, wie wir, den leidenschaftlichen Charakter des Russen aus so vielen erduldeten Miß-

handlungen kennenzulernen Gelegenheit hatte, der konnte die Besorgnis nicht zurückweisen, diese Drohung möge alsbald in die Tat übergehen.

Wenn auch das Leben uns in den beschriebenen schrecklichsten Tagen unserer Gefangenschaft nicht als der irdischen Güter höchstes, sondern oft in Anwandlungen der Verzweiflung als eine drückende Bürde erschien, deren wir uns mit der größten Resignation entledigt haben würden, so war es doch seit Jahresfrist wieder in seinem Preise gestiegen, und es kehrte uns je mehr und mehr seine freundliche Sonnenseite entgegen, je näher wir, auf der Rückreise begriffen, den Grenzen unseres geliebten Vaterlandes kamen.

Konnten wir es wohl dem Polen verargen, der in wenigen Tagereisen schon das Ziel seiner namenlosen Leiden zu erreichen hoffte; konnten wir es ihm verargen, daß er auch die scheinbare Gefahr, die seinem nun so teuer erkauften Leben drohte, abzuwenden suchte? Nein, wir konnten es nicht! Sie war glücklich abgewendet diese Gefahr. Ein Waffenstillstand war zwischen uns und der höchst erbitterten Bevölkerung von Patriarcha durch Vermittlung eines höheren Beamten geschlossen worden; wir wurden einquartiert.

Dieser Beamte aber, der uns in Schutz genommen und nach den strengen Befehlen, die er von seinem Kaiser erhalten, auch in Schutz nehmen mußte, hatte während der Nacht einen plump ausgedachten und übel berechneten Anschlag auf unsere Börse gemacht, die, wie er wußte, von Petersburg aus gespickt worden war.

Es kam nämlich am andern Morgen unser Quatalnick, der elende verächtliche Trunkenbold, und kündigte uns Arrest an, weil an dem vergangenen Tage bei dem Ortsbeamten ein Einbruch geschehen, 4000 Rubel entwendet worden seien, für welche wir haften müßten,

weil ein schwerer Verdacht des begangenen Diebstahls auf uns laste.

Wie diese schändliche Anklage uns sämtlich entrüstet und zum gerechten Zorne entflammt hat, vermag ich mit Worten nicht zu schildern; denn für solche Regungen hat die Sprache keinen Laut.

Wir erwiderten, und der Zorn verlieh den Worten den gehörigen Nachdruck: „Wir seien deutsche Offiziere, Ehrenmänner, die zwar in der schmählichen russischen Gefangenschaft oft gebettelt, um kärglich ihr elendes Leben zu fristen, aber ihren Degen nie durch einen Diebstahl entweiht hätten; wie sollten wir jetzt dieses Verbrechen begehen, da wir, auf dem Wege zur Heimat, durch die Gnade des Kaisers mit Reisegeld versehen worden seien?"

Der Name des Kaisers machte einen sichtlichen Eindruck auf diese rohen, verwilderten Gemüter. Man wurde nachgiebiger, fing an zu akkordieren, und erklärte zuletzt, uns gegen eine Entschädigungssumme von zweihundert Rubel ziehen zu lassen.

Jetzt merkten wir, worauf es abgesehen war; wir wiesen jeden Antrag mit Verachtung zurück, trugen auf eine Kommission an, welche die Sache untersuchen und unsere tief gekränkte Ehre rechtfertigen sollte.

Nach Verlauf von mehreren Tagen erschien wirklich eine Kommission, welche die sorgfältigste Untersuchung anstellte, und uns zuletzt, nach Freisprechung von dem angeschuldigten Verbrechen, eine echt russische Genugtuung dadurch gab, daß sie den Ortsbeamten in unserer Gegenwart weidlich durchprügeln ließ, und ihn in alle Unkosten des Prozesses verdammte.

Nachdem wir einer abermaligen Gefahr glücklich entgangen waren und acht höchst unangenehme Tage *in Patriarcha* hatten verweilen müssen, verließen wir

dieses Städtchen, dessen schöner Name zwar an die Frömmigkeit, Einfalt und Gastfreundschaft der Erzväter erinnert, aber mit den Sitten seiner Bewohner im auffallendsten Kontraste steht.

So freudig gestimmt meine sämtlichen Reisegefährten auch waren, als wir unsere Schlitten bestiegen hatten, um unserer neuen Station Orel zuzueilen, so wenig konnte ich diese Freude teilen, weil ich den Gouverneur dieser Stadt, wie sich der Leser erinnern wird, als einen grausamen, rohen Menschen hatte kennenlernen, und mir deswegen auch jetzt keine bessere Behandlung versprechen konnte. Meine Ahndungen gingen leider in Erfüllung. Der Vorfall in Patriarcha war dem Gouverneur schon berichtet. Er gab den Befehl, uns die Waffen abzunehmen und als Gefangene zu behandeln. Ein kühnes Wort, mit edelm Stolze gesprochen, hatte uns in Patriarcha gerettet; wir versuchten es auch hier, und es hat uns zum zweiten Male den guten Dienst nicht versagt. Wir erklärten, wir seien nicht mehr Gefangene, sondern jetzt des Kaisers Alexander Bundesgenossen, und ehe wir unsere Waffen ablieferten, würden wir sie lieber zerbrechen.

Der ausgesprochenen Drohung folgte die Tat. Einige meiner Kameraden zerbrachen ihre Säbel auf den Knien, und warfen sie ihm vor die Füße. Dieses kühne, entschlossene Benehmen, verbunden mit dem Namen des Kaisers, den wir stets im Munde führten, versagte seine Wirkung nicht; die Waffen wurden uns gelassen, und nur das Verbot hinzugefügt, sie nicht öffentlich zu tragen.

Nach mehrtägigem, sehr unangenehmem Aufenthalte in dieser Stadt setzten wir endlich, unter Begleitung eines neuen Führers, unsere Reise fort, und erreichten am 21. März Bobruysk, eine Stadt, wo wir

uns ebenfalls voraus keine freundliche Aufnahme versprechen durften, weil wir auf unserer Hinreise nach dem bestimmten Aufenthaltsorte der Gefangenschaft schon Kränkungen erdulden mußten. Zum Glück hatten wir diesmal nur eine Nachtherberge zu verlangen, die uns denn auch, unfreundlich genug, verwilligt wurde.

Ich überspringe hier einen Reiseabschnitt von achtzehn Tagen, weil er nichts Bemerkenswertes darbietet, und weil uns selbst einzelne Beleidigungen, von dem rohen Volke der Sarmaten zugefügt, nur als kleine Zwischenakte in dem Trauerspiele des Lebens erschienen waren, womit ich die Geduld des freundlichen Lesers nicht ermüden will.

Eine Reise durch das unwirtbare Rußland im Winter kann nur in großer Gesellschaft unternommen werden; der einzelne, wenn seine Einbildungskraft Herr über ihn würde, müßte verzweifeln. Eine ungeheure Schneefläche, auf welcher der tiefe, blaue Himmel in nicht gar weiter Ferne zu ruhen scheint, unermeßliche schwarze Wälder, deren Dröhnen und Krachen, dem Rheinländer zumal, titanenartig erscheint, dann wieder eine Stille, eine furchtbare Einsamkeit von vielen Stunden, durch keinen menschlichen Laut, keinen Peitschenknall, keinen Ton des Posthorns oder der Glocke unterbrochen — dies ist, mit wenigen Umrissen gezeichnet, das trostlose Bild unserer Reise. Und doch wie heiter, wie vergnügt wurde diese Reise von uns zurückgelegt. Ging es doch der lieben Heimat zu, führte uns doch jeder zurückgelegte Tag dem Ziele unserer Wünsche näher, wußten wir doch, daß, gleichwie die grünen Wintersaaten unter der Schneehülle, wie unter einem weißen Leichentuche verborgen, mit dem Beginne des Lenzes hervorsprießen, auch uns nach den überstandenen Wintertagen eines gräßlichen Schicksals ein neuer Frühling des Lebens entgegenlächeln würde.

Unter solchen freudigen Hoffnungen, die wir wechselseitig zu erregen suchten, und deren Morgenröte uns schon erheiterte, langten wir am 8. April in Bialystock, dem Sammelplatze der sämtlichen gefangenen Offiziere an.

Hier wurden wir dem kaiserlich-russischen Staatsrate, dessen Name sich unter der beigedruckten Marschroute[50] befindet, vorgestellt. Er nahm uns sehr gnädig und huldvoll auf, und als er auf der Liste der neuangekommnen Offiziere meinen und Dingeldeys Namen ansichtig wurde, händigte er jedem 500 Rubel in Papier aus. Dies waren die von unserem gnädigsten Landesfürsten jedem gefangenen Offizier bewilligten 250 Gulden, deren Empfang unseren Gemütern auch die letzte Besorgnis wegen der glücklichen und ungestörten Fortsetzung unserer Reise benahm.

Freund Braun und ich erhielten nun ein gemeinschaftliches Billett zu einem Juden, dem wir eben keine angenehmen Gäste zu sein schienen; auch mochte er wohl auf unseren Gesichtern einen merklichen Widerwillen gelesen haben. Die polnischen Juden waren uns durch die von ihnen erlittenen Mißhandlungen in tiefer innerer Seele verhaßt, und es hielt schwer, uns beim Scheiden mit ihnen zu versöhnen.

Unser Wirt ließ die kärgliche Abendmahlzeit in schmutzigen irdenen Gefäßen auftragen; als wir darüber murrten, erwiderte er ganz kalt, daß er nach seinem Gesetze die metallenen Gefäße keinem Christen vorstellen dürfe, weil sie verunreinigt würden. Wir ersparten alle Gegenvorstellungen und ließen uns mit ihm in einen Handel ein, wegen Auswechselung des erhaltenen Papiergeldes. Der Handel wurde geschlossen; — und da wir dem Juden einen bedeutenden Gewinn hatten zufließen lassen, so erheiterte sich alsbald seine

Miene, er stand als neuer, völlig umgewandelter Mensch vor unseren Augen und befahl das schlecht bereitete, in schmutzigen Gefäßen aufgetragene Essen wegzunehmen und uns anständiger zu bewirten. Es geschah, wie er befohlen hatte. In blank gescheuerten Schüsseln wurde bald hernach ein von uns bereitetes Gericht aufgetragen, wir tranken aus einem dem Scheine nach silbernen Becher. Das Geld war der Talisman, der uns rein gemacht, und wir erinnerten uns an die Worte des Heilandes, die er zu den Pharisäern gesprochen:

„Wehe euch, ihr Pharisäer! ihr haltet die Schüsseln auswendig rein, inwendig aber sind sie voll Raubes".[51]

Doch kam uns die Geneigtheit des Juden in einem andern Falle sehr gut zustatten. Wir hatten nämlich beschlossen, einen gemeinschaftlichen Reisewagen nebst drei Pferden anzuschaffen und hatten zu einem solchen Geschäft eines Unterhändlers vonnöten. Der Jude machte den Unterhändler und besorgte uns gegen alle Erwartung sehr gut, wofür wir ihn auch nach Umständen reichlich belohnten. —

Da unser Aufenthalt in Bobruysk elf Tage lang verzögert wurde, weil unsere neue Marschroute noch nicht ausgefertigt war, so hatten wir Gelegenheit, uns in diesem ziemlich schönen polnischen Städtchen recht umzusehen. Dieses Umschauen verschaffte uns beiden die Bekanntschaft mit der Familie eines deutschen Arztes, eines Landsmanns namens Baumer aus Nidda, der von der russischen Regierung dorthin berufen worden war. Wie freuten wir uns, nach langer Zeit endlich wieder in dem Schoße einer gebildeten deutschen Familie einen glücklichen Abend verleben zu können! Erst nach unserem Abschied erfuhr ich, daß dieser Dr. Baumer der Vater eines meiner besten Jugendfreunde war, der als Leutnant in russischen Diensten sich befand. Durch

die frühere Entdeckung dieses Umstandes würde sicher unser Verhältnis inniger, unsere Unterhaltung interessanter geworden sein.

Die neue Marschroute wurde uns endlich zugestellt, und der Tag der Abreise auf den 20. April festgesetzt. Dieser Tag aber gehörte zu den schmerzlichsten meines Lebens, weil er mich von meinem innigen Freunde Braun trennte, der, durch seine Verhältnisse genötigt, einen andern Weg zur Heimat einschlagen mußte. — Ach! wir hatten in den härtesten Lagen des Lebens stets brüderlich zusammengehalten, suchten uns oft, durch Barbarenhand getrennt, wieder auf. Ermunterten, tröteten, flößten einander Mut ein, wenn des Schicksals Macht gewaltig auf unserem Scheitel lag, und die Verzweiflung sich des geängstigten, von aller menschlichen Hilfe verlassenen Herzens bemeistern wollte.

Ich hatte Braun vorzüglich viel zu verdanken, weil er durch seine medizinische Praxis unser Los in der Gefangenschaft so sehr erleichtert und gemildert hat. Von diesem Manne sollte ich mich jetzt trennen und er von mir! — Wenn wir bei den gräßlichsten Leiden, die wir erduldet hatten, nur selten Tränen vergossen, so flossen sie jetzt in Strömen von unseren Wangen herab. Wir konnten vor Schluchzen nicht reden, schlossen einander stumm und sprachlos in die Arme und schieden unter Händedrücken und dankbar wehmütigen Blicken. Ich erinnerte mich an die Worte des weisen Sirachs, die mir aus meinen Knabenjahren noch im Gedächtnis schwebten: „Ein treuer Freund ist mit keinem Geld noch Gut zu bezahlen, er ist ein starker Schutz und ein Trost des Lebens".

Braun lebt noch und ist gegenwärtig Premier-Leutnant im 39. königl. preußischen Infanterieregiment in der Garnison Luxemburg.

Möge dieses kleine Denkmal meiner Liebe und Dank-

barkeit, auch mein Andenken bei ihm wieder erneuern, das sicher nicht erloschen sein wird.

Ich kehre zu meiner Erzählung zurück.

Wir näherten uns allmählich den Grenzen unseres Vaterlandes, und diejenigen, die ein gemeinschaftliches Reiseziel verfolgten, bildeten eine Reisegesellschaft. Die unsrige zählte nunmehr nur fünf Mitglieder, sie waren Leutnant v. Kreß[52], der, von einer andern Seite aus der Gefangenschaft kehrend, in Bialystock sich an unseren Zug angeschlossen hatte, Dingeldey, zwei badische Offiziere, Kapitän Greiner, Leutnant Serger und ich.

Aus unserer gemeinschaftlichen Kasse hatten wir uns, wie bemerkt worden, durch Vermittlung des Juden ein bequemes Fuhrwerk, mit drei rüstigen Pferden bespannt, angeschafft; setzten, nachdem wir uns mit anständiger Kleidung versehen hatten, am 20. April unsere Reise weiter fort. Da wir im Besitze eines eigentümlichen Fuhrwerks waren, so wurde uns von der Regierung statt der Transportwagen fünf Pferderationen bewilligt, womit wir unsere Pferde, die, wie sich leicht denken läßt, nicht geschont wurden, stets bei Kräften erhielten. War diese Art zu reisen für uns alle die bequemste, so war sie besonders für mich sehr wohltätig, weil ich schon vierzehn Tage lang an einem schleichenden Fieber litt, das sich in ein Wechselfieber verwandelt und meine Kräfte sehr verzehrt hatte.

Unsere Reise von Bialystock nach Militsch[53], der ersten deutschen Grenzstadt, ging, meine Unpäßlichkeit abgerechnet, die immer zunahm, glücklich vonstatten. Wir fanden beinahe in allen Orten, die wir zu passieren hatten, deutsche Landsleute; Gastwirte, Landbauern, Handwerker, die uns freundlich aufnahmen und anständig bewirteten. Auch die Humanität der Polizeibehörden *muß ich* rühmend erwähnen, unsere Reiseroute wurde

schnell und pünktlich visiert, wir waren frei von jenen Vexationen, die wir im Inneren Rußlands zu erdulden hatten.

Am 16. Mai kamen wir in die Grenzmarken von Militsch; und als das Weichbild der ersten deutschen Stadt vor unseren Augen sich ausbreitete, da brachen wir wie aus einem Munde in lauten Jubel aus; aber dem Jubel folgten bald Tränen, Tränen der Wehmut, der innigen Rührung und Dankbarkeit gegen Gott, dessen Liebe uns erhalten und in guten Menschen so oft freundliche Schutzengel gesendet hat.

Wie das Kind der längst vermißten Mutter in die Arme eilt, mit seinen Armen ihren Nacken umschlingt und nicht von ihren Lippen ablassen will, so sprangen wir vom Wagen, fielen nieder und küßten dankend und segnend die mütterliche Erde. Kein Wunder! wir waren doch Schiffbrüchigen zu vergleichen, die, an die Trümmer des gescheiterten Schiffes sich anklammernd, schreckliche Tage und Nächte auf den brausenden Meereswellen durchkämpfend, zuletzt an die Ufer eines wirtbaren Landes getrieben wurden, währenddem die übrige Schiffsmannschaft in den Wellen ihr Grab gefunden hatte; mußten nicht auch wir uns unter den Hunderttausenden, die in Rußland ihr Grab gefunden, zu den wenigen zählen, die gleichsam durch ein Wunder gerettet worden sind?

Doch ich will dem geneigten Leser in den eignen Betrachtungen, die er anstellen wird, nicht vorgreifen, sondern nehme den einfachen Faden des Reiseberichts wieder auf.

In Militsch wurden wir zwar gut aufgenommen und mit jener Aufmerksamkeit behandelt, wie wir es von der betreffenden Regierung erwarten konnten; aber auf deutschem Boden angekommen, brannten uns erst recht die Sohlen, wir eilten weiter, und langten am 19. Mai in Lüben[54] an.

Hier wurde uns die herzlichste Aufnahme nicht bloß von der Stadtbehörde, sondern von sämtlichen Bewohnern zuteil. Diese herzliche Aufnahme aber hatten wir nicht sowohl unserem unglücklichen Schicksale, als vielmehr unserem glorreichen Heerführer, Sr. Hoheit dem Prinzen Emil von Hessen, zu verdanken.

Dieser edle Prinz hatte Lüben, nach Aussage der Bewohner, in dem Feldzuge 1813 in seinen persönlichen Schutz genommen, sein Name wie seine edle Handlung wird bei den Bewohnern noch lange, ja für alle Zeiten in gesegnetem Andenken bleiben.

Als man hörte und aus unseren Pässen ersah, daß wir Hessen seien, wurden wir mit Freundschaftsbezeugungen überhäuft; ein Gastmahl reihte sich an das andere, wobei jedesmal unserem edlen Prinzen ein donnerndes Lebehoch ausgebracht wurde. Dem Verdienste seine Krone! Sie würde bleiben diese Krone, wenn auch meine einfache Erzählung nicht zur Kunde des größeren Publikums gekommen wäre.

An diesem freundlichen Sonnenblicke der Menschenliebe, der uns in Lüben nach den überstandenen schrecklichen Stürmen wie ein holder Maitag anlächelte und erquickte, konnte ich mich leider nicht erwärmen; der Fieberfrost durchschauerte meine Glieder, ich mußte nach einem Arzte schicken und bittere Arznei genießen, während meine Gefährten den Wonnebecher in vollen Zügen schlürften.

An demselben Tage noch setzten wir unsere Reise fort, und kamen, ohne weitere Unterbrechung und überall gut aufgenommen und bewirtet, am 27. Mai in Sachsens Hauptstadt, in Dresden, an.

Hier sahen wir uns, da unsere Kasse erschöpft war, in die Notwendigkeit versetzt, Pferde und Wagen zu verkaufen. Wir mußten uns wieder mit Etappenfuhren

begnügen, was auf meinen vom Fieber zerrütteten Körper sehr nachteilig wirkte. Am 3. Juni trennten sich in Gotha unsere badischen Leidensgefährten von uns, und hier war es auch, wo ich eines vom Fieber freien Tages mich erfreuend meiner alten Mutter und meinen Verwandten die erste Nachricht von meinem Leben und baldigen Wiedererscheinen erteilen konnte.

Um so schnell wie möglich unsere Heimat zu erreichen, säumten wir uns auf allen Stationen nur solange, als zu unserer Erholung nötig war, und doch ging schon in Hanau der letzte Heller unserer Barschaft auf die Neige. Nun war guter Rat teuer, aufhalten konnten wir uns nicht; wir mieteten, so erschöpft wir auch von der Reise waren, einen Wagen und erreichten am 10. Juni, spät in der Nacht, das Ziel unserer mühevollen Reise, nämlich Darmstadt, wo Herr Wiener, Gastwirt zum Darmstädter Hof[55], die Güte hatte, uns einzulösen, d. h. den Kutscher zu bezahlen.

Des andern Morgens schon wurde unsere Ankunft Sr. Königlichen Hoheit dem höchstseligen Großherzog gemeldet. Wir erhielten Audienz, wurden von dem Landesvater wie von der Landesmutter auf das huldreichste und liebevollste empfangen, und hatten hier Gelegenheit, unseren wärmsten Dank abzustatten für die landesväterliche Fürsorge, die uns in Rußland zuteil geworden, und wodurch unser herbes Geschick so sehr gemildert worden ist.

Durch gütige Vermittlung des Herrn Ernst Emil Hoffmann[56] kam ich in das Quartier des Herrn Geheime Referendar Schmitt[57], wo ich die liebevollste Aufnahme und die treueste Pflege fand, und mein Herz fühlt sich gedrungen, dieser edeln Familie hier öffentlich die Gefühle des Dankes zu erneuern, die nur mit meinem Leben erlöschen werden.

Nach einem Aufenthalt von acht Tagen in Darmstadt kam ich zu meiner alten Mutter und zu meinen Verwandten in Großenlinden bei Gießen. Denke dir, lieber Leser, eine alte hochbetagte Mutter, die ihren Sohn, den sie längst unter die Toten gezählt und beweint hat, wiedersieht; denke dir lebhaft die Szene des Wiedersehens und erlasse mir die Schilderung.

Unter treuer mütterlicher Pflege war meine Gesundheit in wenigen Wochen schon wiederhergestellt; ich verfügte mich nach Gießen, der damaligen Garnisonsstadt meines Regiments[58], und wurde demselben, nach seiner Rückkehr aus dem französischen Feldzuge wieder zugeteilt.

So hätte ich dir denn, mein lieber Leser! das Gemälde meiner Leiden in der russischen Gefangenschaft in einzelnen Bildern, wie sie nach einem Zeitraume von 19 bis 20 Jahren meiner Einbildungskraft und meinem Gedächtnisse noch vorschwebten, zur Beurteilung unter die Augen gestellt. Daß diese Beurteilung mit schonender Nachsicht vorgenommen werde, darf ich wohl mit Recht erwarten, wenn ich sage, daß ich aus meiner halb vollendeten wissenschaftlichen Laufbahn, noch näher dem Knaben- als dem Jünglingsalter stehend, herausgerissen; aus eigner freier Wahl dem Kriegerstand mich widmend: das Schwert besser zu führen gelernt habe als die Feder. Aber auch die geübteste Feder des geist- und phantasiereichsten Mannes würde nicht imstande sein, die Leiden dieser Gefangenschaft so zu schildern, daß wir, die wir sie erduldet haben, nicht sagen könnten, jegliche, auch die umständlichste und lebhafteste Schilderung bliebe weit, *sehr weit hinter* der Wirklichkeit zurück!

Der Übergang über die Beresina ist von vielen Augenzeugen beschrieben, die Farben sind in diesen gräßlichen Gemälden nicht gespart worden, aber was sind alle diese Gemälde gegen die Wirklichkeit? Nur sagen kann man, daß vielleicht, seitdem die Welt stehet, das menschliche Elend nie in größere Massen zusammengedrängt gewesen sei als bei diesem schauderhaften Rückzuge. Pandoras Büchse[59] hatte sich hier geöffnet, und alle Plagen unter uns ausgegossen, deren eine schon hinreicht, dem schwachen Menschenleben ein Ende zu machen. Hunger, Blöße, eine Kälte von siebenundzwanzig Grad, Krankheit usw., verfolgende erbitterte Feinde auf der Seite und im Rücken, was bedarf es mehr, um euch, ihr trauernden Eltern und Geschwister, Antwort zu geben auf die Frage: wo sind unsere Söhne, wo sind unsere Brüder geblieben?

Ach! wenn ich in dem vergangenen Winter, wo ich dieses Werkchen schrieb, diese Jammerszenen, die gräßlichen Leidensbilder an dem Spiegel meiner Einbildungskraft vorüberziehen ließ, wenn ich mich als elenden Bettler erblickte, mit zerrissenen leinenen Hosen bekleidet, den entblößten Oberkörper mit einer blutigen Pferdedecke gegen die schreckliche Kälte nur dürftig geschützt — einen Lämmerschwanz um den Hals, der von Ungeziefer wimmelte, das sich in die Haut eingefressen hatte, wenn ich der über alle Beschreibung elenden Tage und Nächte gedenke, im Kerker von Smorgonie zugebracht, wo unsere Treiber (denn einer Herde Tiere waren wir ja zu vergleichen) nur kamen, um die entseelten Leichname abzuholen, nicht um uns zu erquicken, oder auch nur unsere lechzenden Zungen mit einem Tropfen kalten Wassers zu laben, wenn ich mich der schrecklichsten Schläge und Mißhandlungen erinnerte, die ich, ein elendes ausgemergeltes Menschengerippe, von rohen

Barbaren habe erdulden müssen, wenn ich mir endlich im Geiste jenen schrecklichen Auftritt in Minsk wiederholte, wo ich vom Nervenfieber befallen, von Mut und Vertrauen, wodurch ich bisher aufrechterhalten worden bin — verlassen, der völligen Verzweiflung Raum gegeben habe, wo ich niederkniend meine menschenfreundliche deutsche Wirtin anflehte: mir nur einen Stall zur letzten Lagerstätte, zum Sterbebette anzuweisen, weil ich, von Gott verlassen, wie ein Tier behandelt, auch unter Tieren sterben wollte! Wenn ich mir diese und so viele andere Jammerszenen ins Gedächtnis zurückgerufen habe, so mußte ich unwillkürlich die Frage an mich selbst stellen: Und du lebst noch?

Ja, lieber Leser! ich lebe noch — bin glücklicher Gatte und Vater von fünf hoffnungsvollen Kindern, und sage jetzt: meine Erhaltung, meine Rettung sei ein Wunder, und die liebevolle menschenfreundliche Wirtin in Minsk ein rettender Schutzengel gewesen, von Gott mir gesandt.

Aber auch der väterlichen Erziehung, welche durch Mäßigkeit und Arbeitsamkeit den jugendlichen Körper zu erstärken suchte, mag der dankbar gebührende Anteil an meiner Rettung nicht entzogen werden und in dieser Beziehung das gewählte Motto aus dem Dichter Horaz[60] seine Anwendung finden:

Angustam amice pauperiem pati
Robustus acri militia puer
Condiscat; et Parthos feroces
Vexet eques metuendus hasta:
Vitamque sub divo, et trepidis agat
In rebus: —

Ihr aber, meine Leidensgefährten, ihr wenigen Geretteten, die ihr gleich mir über die Grabeshügel so *vieler Tausenden* den Weg zur glücklichen Heimat wieder-

gefunden habt, ihr werdet mir das Zeugnis nicht versagen, daß in diesen Schilderungen nichts übertrieben, und die Grenzlinien der Wahrheit nicht überschritten worden seien. Und wenn ihr selbst, gleich mir, in glücklichen Familienverbindungen lebt, wenn eure Gattinnen in traulichen Winterabenden euren Nacken umschlingend und hoffnungsvolle Kinder an den Schoß sich schmiegend, dieses Büchlein zur Hand nehmend, euch oft, von Schrecken und Staunen ergriffen, fragen: „Vater, ist's dann möglich?" so werdet ihr antworten: „Ja, so ist es wirklich gewesen, — solche Leiden haben wir erduldet und mit Gottes Hilfe glücklich überstanden" [61]. —

Anmerkungen.

[1] Geboren 3. September 1790 zu Darmstadt, gestorben 30. April 1876 zu Baden-Baden, machte den Feldzug gegen Österreich 1809 im Gefolge Napoleons mit, Anführer der hessischen Truppen in den Jahren 1812 und 1813, geriet bei Leipzig in preußische Gefangenschaft und stand 1814 und 1815 an der Spitze der hessischen Truppen gegen Frankreich.

[2] Unzweifelhaft ist hiermit Gumbinnen gemeint. Am 17. Juni kam das Regiment durch Gumbinnen und bezog in der Nähe bei Antszirgessern ein Biwak.

[3] Seit 1893 Dwinsk genannt, Kreisstadt im Gouvernement Witebsk, am rechten Ufer der Düna gelegen.

[4] Joachim Murat, einer der tapfersten Generale Napoleons, geboren 1767 als Sohn eines Gastwirts, am 15. Juli 1808 unter dem Namen Joachim I. Napoleon zum König beider Sizilien ausgerufen, trat 1814 in ein Bündnis mit Österreich, gegen das er auf die Kunde von Napoleons Landung im März 1815 ohne Kriegserklärung die Feindseligkeiten eröffnete, und wurde am 13. Oktober desselben Jahres auf Grund eines kriegsgerichtlichen Urteils erschossen.

[5] Fili, vergl. Einleitung Seite IX.

[6] Wiasma, vergl. Einleitung Seite IX.

[7] Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, an beiden Ufern des Dnjepr gelegen.

[8] August Heim, geboren zu Langen 1791, seit 19. Februar 1809 Sekondeleutnant, am 18. November verwundet bei Krasnoi und bei dem Brande daselbst umgekommen.

[9] Diese waren außer Heim: die Kapitäne Johann Wilhelm Raabe, geboren 1765 zu Rennertshausen, und Georg Stumpf, geboren 1783 zu Darmstadt; der Premierleutnant Friedrich Freiherr von Nordeck zur Rabenau, geboren 1785 zu Londorf; die Sekondeleutnants: Ludwig Heinrich Gottwerth, geboren 1791 zu Darmstadt; Christian Hallwachs, geboren 1792 zu Darmstadt; Ludwig Sommer, geboren 1790 zu Berleburg; Karl Weidig, geboren 1793 zu Darmstadt; Ludwig

Ebel, geboren 1792 zu Grünberg, Fahnenträger des 1. Bataillons, am 15. September 1812 zum Leutnant ernannt; sowie die Leutnants der Reserve Hof und Voigt. Von ihnen starben nur Raabe und Gottwerth auf dem Schlachtfelde, die übrigen kamen bei dem Brande von Krasnoi um.

[10] Ludwig Freiherr von Gall, geboren 19. Mai 1769 zu Hanau, gestorben als Generalmajor auf dem Marsche nach Frankreich in Wiesloch, wo er krank zurückgeblieben war, am 22. Juni 1815.

[11] Allen Temperaturangaben Pepplers liegt der Thermometer von Réaumur zugrunde.

[12] Ludwig Zöll, geboren zu Gießen 6. März 1791, gestorben als Oberstabsarzt zu Darmstadt am 27. März 1865.

[13] Smorgoni, südöstlich von Wilna gelegen. Napoleon hatte sich dort am 5. Dezember von der Armee getrennt.

[14] Französischer Kamerad Pardon!

[15] Johann Karl Braun, geboren 1785, gestorben am 1. Juli 1862, trat nach der Auflösung des Großherzogtums Berg in die preußische Armee ein, wurde am 9. Juni 1815 Sekondeleutnant bei dem 33. Garnisonsregiment zu Wesel, am 15. März 1816 dem 19. Infanterieregiment zu Magdeburg (jetzigem Infanterieregiment von Courbière Nr. 19 zu Görlitz und Lauban) und im Mai 1817 dem 27. Infanterieregiment zu Magdeburg (jetzigem Infanterieregiment Prinz Louis Ferdinand von Preußen Nr. 27) aggregiert und am 17. März 1820 zum 39. Infanterieregiment zu Luxemburg (jetzigem Niederrheinischen Füsilierregiment Nr. 39 zu Düsseldorf) versetzt, bei dem er bis zu seiner Pensionierung verblieb, die am 13. Mai 1835 unter gleichzeitiger Ernennung zum Kapitän erfolgte.

[16] Vermutlich bei Gelegenheit des Aufstandes von 1830/31.

[17] Wilhelm Siebert, geboren 1789 zu Darmstadt, Sekondeleutnant im Leibgarderegiment, gestorben 1812 in Rußland. August Siebert, geboren 1790 zu Darmstadt, Sekondeleutnant im Leibregiment, gestorben 1812 in Rußland. Der dritte Bruder scheint der in der „Liste der Offiziere und Mittelstabspersonen des Großherzoglichen Truppenkorps" aufgeführte „Stabsfurier Siebert, der zwischen der Beresina und Wilna gefangen wurde", zu sein.

[18] Ludwig Hallwachs, geboren 1793 zu Darmstadt; seinen Tod schildert Peppler am Anfange des zweiten Kapitels Seite 32.

[19] Georg Hoffmann, geboren 1770 zu Darmstadt.

[20] Der Kwaß ist seit dem 16. Jahrhundert das verbreitetste Nationalgetränk; er wird aus Weizen-, Roggen-, Gersten-, Buchweizenmehl oder -Malz unter Zusatz von Zucker oder Obst gebraut.

[21] Ludwig von Beust, geboren 1782; er gehörte dem damaligen badischen Infanterieregiment vakant Nr. 2 (jetzigem 1. Badischen Leibgrenadierregiment Nr. 109) an.

[22] Stoi (sprich: staj) Franzus = Stehe, Franzose!

[23] Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements.

[24] Kamyschin, Kreisstadt im Gouvernement Saratow an der Mündung der Kamyschenka in die Wolga.

[25] Die gebräuchliche Form ist „der Ukas"; Peppler braucht aber stets die weibliche Form: die Ukase, vergl. S. 65, 81, 82, 83, 104, 113.

[26] Ein am Ural wohnender Völkerstamm; das Baschkirenheer bildete in der Zeit von 1798 bis 1874 eine unregelmäßige Reiterei, die mit Kosaken vermischt den Uralfluß entlang die Grenze gegen Asien zu bewachen hatte.

[27] Schtschi-Kohlsuppe, russisches Nationalgericht, bestehend aus Fleischbrühe mit gehacktem Sauerkohl und kleingeschnittenem Fleisch.

[28] Bobruisk, Kreisstadt und Festung an der Beresina im Gouvernement Minsk.

[29] Schelm, Franzose!

[30] Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements an der Mündung des Orlik in die Oka, einem rechtsseitigen Nebenfluß der Wolga.

[31] Vergl. Anm. 30.

[32] Chirurgisches Instrument, bei dem mittelst einer Stahlfeder eine in einer Kapsel verborgene Klinge hervorgeschnellt werden kann.

[33] Vermutlich Atkarsk, Kreisstadt im Gouvernement Saratow an der Medwjediza.

[34] Die Landratsbezirke, den früheren Ämtern in ihrer Eigenschaft als Verwaltungsbezirke entsprechend, waren 1821 gebildet worden, wurden aber bereits 1832 durch die noch heute bestehenden Kreise ersetzt.

[35] Eine andere auch an dem hessischen Veteranendenkmal zu Darmstadt (seit Frühjahr 1902 im Herrengarten, früher auf dem Marienplatz) gebrauchte Bezeichnung für die Schlacht bei Borodinó oder an der Moskwa (7. 9. 1812), die Prinz Emil im Hauptquartier Napoleons mitgemacht hatte. Über die Beteiligung der hessischen Truppen an dieser Schlacht vgl. Einleitung (Seite VIII f.). Das Dorf Borodinó liegt an einem Nebenflusse der Moskwa. Moschaisk ist eine Kreisstadt im Gouvernement Moskau, die etwa 12 km östlich von Borodinó gelegen ist.

[36] Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements.

[37] Wahrscheinlich ist hiermit Weronesh, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements gemeint.

[38] Deutsche Kolonie im Gouvernement Saratow an der Sarpa unweit der Wolga gelegen, 1765 von Herrnhutern gegründet und von

der Kaiserin Katharina II. mit bedeutenden, jetzt teilweise aufgehobenen Privilegien ausgestattet.

[39] Franzose, Hund!

[40] Das am 6. Januar, dem Dreikönigtage oder Epiphanienfeste, in der griechischen Kirche gefeierte Jordansfest wird zum Andenken an die Taufe Jesu begangen.

[41] Jekaterinenstadt, reiche deutsche Kolonie im Gouvernement Samara am linken Ufer der Wolga.

[42] Ein edles Brüderpaar, Zitat aus Horaz, Satiren II, 3, 243.

[43] Für Mühe und Arbeit.

[44] Kreisstadt im Gouvernement Grodno.

[45] Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements.

[46] Georg Dingeldey, geboren 7. Oktober 1792 zu Darmstadt, Sekondeleutnant im Gardefüsilierbataillon, machte den Feldzug bei dem „provisorischen leichten Infanterieregiment" mit, gestorben als Generalmajor am 17. November 1856 zu Darmstadt.

[47] Karl Greiner machte den Krieg als Stabskapitän im Regiment Graf Hochberg mit, gestorben am 10. Januar 1834 in Durlach.

[48] Karl Serger machte den Feldzug als Sekondeleutnant im 2. badischen Infanterieregiment mit, gestorben am 14. 8. 1841.

[49] Woronesh, vergl. Anm. 37.

[50] Der Abdruck der Marschroute ist, wie Peppler in dem Vorwort zu seiner Schrift sagt, „wegen besondern eingetretenen Verhältnissen unterblieben". Welche diese waren, ist nicht mehr zu ermitteln; das Original ist nicht mehr vorhanden.

[51] Evangelium nach Lukas 11, 39.

[52] Karl Christian von Kreß, geboren am 30. Mai 1788 zu König i. O., gehörte dem Leibgarderegiment an und starb als Oberstleutnant am 3. Dezember 1867.

[53] Militsch, Kreisstadt im Regierungsbezirk Breslau.

[54] Lübben, Kreisstadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Die hessischen Truppen lagen etwa zwei Monate lang in Kantonierungen in Lübben und Umgegend während der Dauer des Waffenstillstandes von Poischwitz vom 10. Juni 1813.

[55] Bekanntes Hotel in Darmstadt in der Rheinstraße neben dem Ständehaus, wurde am 1. Oktober 1903 geschlossen, das Haus abgebrochen und durch einen anderen Zwecken dienenden Neubau ersetzt. Der Darmstädter Hof befand sich von 1808 ab, wo ihn der frühere Oberbürgermeister Wiener für seinen Sohn Louis, den Vater des letzten Besitzers, erwarb, 95 Jahre lang im Besitz der Familie Wiener. Das Saalgebäude des Darmstädter Hofes hatte im Laufe der Zeit den

verschiedensten Bestimmungen gedient: vor Erbauung der katholischen Kirche zum Gottesdienst, vor Errichtung des Justizgebäudes am Mathildenplatz zur Abhaltung der Schwurgerichtssitzungen, dazwischen befand sich im Jahre 1848 dort das Hauptquartier der Bürgerwehr.

[56] Ernst Emil Hoffmann, einer der eifrigsten Beförderer des Zollvereins, geboren am 17. Januar 1785 zu Darmstadt, widmete sich dem Kaufmannsberuf, erwarb sich durch rastlose Tätigkeit, kluge und glückliche Spekulationen schnell ein bedeutendes Vermögen und nahm an dem öffentlichen Leben regsten Anteil. Im Jahre 1813 rüstete er in Darmstadt die ersten sechs freiwilligen Jäger aus und wurde Chef des ersten darmstädtischen Landwehrregiments. Bei der Hungersnot von 1817 brachte er, ebenso wie bei der Erhebung i. J. 1821 große Opfer. Wegen seiner Tätigkeit bei den Landtagswahlen 1826 wurde er wegen unberufener Einmischung in die Wahlen und Majestätsbeleidigung in einen Prozeß verwickelt, der 1829 mit seiner Freisprechung und seinem Eintritt in die Ständeversammlung endigte. Ein abermaliger Prozeß wegen Wahlbestechung machte, obwohl Hoffmann nicht verurteilt wurde, seiner Tätigkeit im hessischen Landtage, in den er 1832 gleichzeitig von sechs Bezirken gewählt worden war, für immer ein Ende. Hoffmann, der im Jahre 1836 eifrig für den Bau einer Eisenbahn durch die Provinz Starkenburg eingetreten war, widmete als Gemeinderat den Rest seines Lebens, das am 22. Mai 1847 endete, vorzugsweise städtischen Interessen.

[57] Wilhelm Theophil Schmidt, Geheimer Referendär beim Departement der Finanzen.

[58] Im Jahre 1821 wurde das Leibregiment wegen Reibereien, die im Herbst 1819 zwischen seinen Angehörigen und Studenten stattgefunden hatten, nach Worms verlegt, wo es die folgenden 39 Jahre stand. Im Jahre 1860 wurde es nach Darmstadt verlegt und blieb dort, bis es 1872 nach seiner jetzigen Garnison Mainz kam.

[59] Pandora ist in der griechischen Sage eine mit allen weiblichen Liebreizen ausgestattete Frau, die die Götter den Menschen mit einer alle Übel enthaltenen Büchse zur Strafe dafür sandten, daß Prometheus, der der Sage nach die Menschen geschaffen hatte, für sie das Feuer vom Himmel entwendet hatte.

[60] Quintus Horatius Flaccus, einer der bedeutendsten römischen Dichter, lebte von 65 bis 8 vor Christi Geburt. Die folgenden Verse, die Peppler als Motto auch auf die Rückseite des Titelblattes gesetzt hatte, bilden den Anfang des zweiten Gedichtes des dritten Buches der Oden; sie lauten nach Ernst Günthers Übersetzung zu *deutsch folgendermaßen*:

Gestählt im Dienst der Waffen lern' ertragen
Das Ungemach der Jüngling! Mit dem Speer
Soll in der Parther übermütig Heer
Zu Roß er Furcht und Schrecken tragen!
Sein Obdach sei der Himmel; in Gefahren
Bring' er die Tage hin!

[61] Außer diesem Nachwort hatte Peppler seiner Erzählung noch folgendes Vorwort beigegeben:

„Mit Schüchternheit, die wohl Jedem eigen sein wird, der zum ersten Male die Feder ergriffen, um als Schriftsteller vor dem größeren Publikum aufzutreten, übergebe ich dieses Werkchen den Freunden und Gönnern, welche die Güte hatten, durch Subskription mein Unternehmen zu fördern.

Jetzt erst, nachdem der Druck vollendet ist, fühle ich recht lebhaft, wie weit diese Schilderungen hinter den Erwartungen zurückbleiben werden, die sich viele davon gemacht haben.

Männer meines Standes, werden strategische Bemerkungen, Philantropen, Belehrungen über den geistigen Kulturzustand und die Gesittung des russischen Volkes, Ökonomen, wenigstens Winke und kurze Andeutungen über die Fortschritte, welche die Landwirthschaft in diesem, aus so vielen Völkerschaften zusammengesetzten Reiche gemacht hat, erwarten. Aber auf alle diese Ansprüche wird man wohl gerne verzichten, wenn man das Werkchen bis zu Ende gelesen, und den traurigen Zustand erwogen hat, in welchem ich mich in der Gefangenschaft befunden habe.

Ach, in einem solchen Zustande würden wissenschaftliche Beobachtungen, auch des wißbegierigsten und kenntnißreichsten Mannes, nur sehr mager und dürftig ausgefallen sein. Der elende, verachtete, mißhandelte Bettler mußte sich begnügen, wenn er sein kummervolles Leben von einem Tage zum andern hingeschleppt hatte; ja er mußte all sein Sinnen, all sein Denken darauf richten, wie er es nur fristen möge.

Doch ich will deinem Urteile, geneigter Leser, nicht vorgreifen, sondern nur um gütige Nachsicht bitten, wenn ich nicht alles geben und leisten konnte, was du vielleicht erwartet hast. —

Die Schilderungen meiner Leiden habe ich angekündigt. — Meiner Ankündigung wenigstens bin ich treu geblieben; wer mehr verlangte, der bedenke: Non omnia possumus omnes![1]

[1] Zu deutsch: Man kann nicht alles können! Das Zitat stammt aus Macrobius Saturnalien 6, 1, 35.

Schließlich bemerke ich noch, daß der Abdruck der erwähnten Marschroute, Seite 144 (in dieser Ausgabe Seite 121), wegen besondern eingetretenen Verhältnissen unterblieb. Diese unbedeutende Beilage wird der geneigte Leser auch gerne vermissen."

Nachwort.

Viel löblicher, ein Buch zu lesen,
Denn Fest und lautes Gassenwesen.
Dieweilen vieles dir wird klar,
Was lange Zeit verborgen war.
Und aus der Chronika steigt auf
Der Städt' und Christen Lebenslauf. (1462.)

Nach langer Vorbereitung übergeben wir der Öffentlichkeit hiermit das erste Bändchen einer neuen Volksbüchersammlung, der „Hessischen Volksbücher". Die Sammlung hat den Zweck, den in weitesten Kreisen unseres Hessenvolkes vorhandenen „Hunger nach Historie" zu stillen. Sie will diesen Zweck dadurch erreichen, daß sie sowohl bewährte ältere hessische Volksbücher im Neudruck, wie volkstümlich abgefaßte neue Arbeiten aus dem Gebiet der reichen hessischen Geschichte in guter Ausstattung und zu mäßigem Preis darbietet. Jedes Jahr sollen drei bis vier Bändchen „Hessischer Volksbücher" im Umfang von zusammen 20 bis 25 Bogen erscheinen, die jedem, der auf sie abonniert, entweder broschiert gegen Zahlung von jährlich **2 Mark,** oder in schönen mit dem herrlichen Titelbild Richard Hölschers gezierten Einbänden gegen Zahlung von **3 Mark** sofort nach Erscheinen zugestellt werden.

Das Unternehmen, das sich an alle Hessen, ohne Unterschied der Konfession, des Standes und der politischen Partei, wendet, kann selbstverständlich nur dann seinen Zweck erfüllen, wenn es gelingt, ihm den Weg in möglichst viele Büchereien und Häuser zu bahnen. Nur unter dieser Bedingung kann es auch bestehen.

Wir bitten deshalb alle, denen diese Anzeige zu Gesicht kommt, auf die „Hessischen Volksbücher" nicht nur selbst zu abonnieren, sondern

auch für sie zu werben. Anmeldungen von Abonnenten werden an Stadtpfarrer D. Dr. Diehl in Darmstadt erbeten.

Darmstadt, 14. November 1908.

D. Dr. Wilhelm Diehl,
Stadtpfarrer.

Karl Noack,
Bibliothekar der städtischen Lesehalle.

Prof. Dr. Eduard Anthes,
Oberlehrer am Neuen Gymnasium.

Prof. Dr. Karl Bader,
Bibliothekar bei der Hofbibliothek.

Dr. Karl Esselborn,
Hilfsbibliothekar bei der Hofbibliothek.

Lic. Fritz Herrmann,
Oberlehrer an der Viktoriaschule und dem Lehrerinnenseminar.